Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Sechzehnter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.
1826.

Inhalt.

Zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.
(Fortsetzung.)
(Aus Lessing's Nachlaß.)

Gotth. Ephr. Lessing's Kollektaneen zur Litteratur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von Joh. Joach. Eschenburg. Dritte Abtheilung. N — Z.

Zur
Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

(Fortsetzung.)

(Aus Lessing's Nachlaß.)

Gotthold Ephraim Lessing's
Kollektaneen zur Litteratur.

Nil molitur inepte.
HORAT.

Herausgegeben und weiter ausgeführt
von
Johann Joachim Eschenburg.

Dritte Abtheilung.
N — Z.

1*

N.

Natter. Sein System ist: das Schlechteste für das Älteste zu halten; welches aus dem, was er über die dritte und sechste Kupfertafel vorbringt, zu erweisen ist. (Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfind. des Schönen, S. 7.)

„Eben so falsch, fährt Winkelmann fort, ist dessen Urtheil über das vermeintlich hohe Alter der Steine auf der achten bis zur zwölften Platte. Er geht hier nach der Geschichte, und glaubt, eine sehr alte Begebenheit, wie der Tod des Othryades ist, müsse auch einen sehr alten Künstler voraussetzen."

Daß Natter in seinem Werke die Feder nicht selbst führen können, ist ohne Zweifel die Ursache, daß verschiedene Stellen ziemlich dunkel sind. Aber warum konnte er sie nicht selbst führen? Warum schrieb er nicht in seiner Muttersprache?

Herr Deschamps, der sie führte, hat nicht einmal immer als ein Gelehrter gut geschrieben, geschweige als ein Kunstverständiger. Wie nachlässig er in seinen Anführungen ist, habe ich an der Stelle des Plinius in den Antiquarischen Briefen gezeigt. Nicht weit davon sagt er: Dans la suite les Grecs, ayant porté la *Lithographie* en Italie. Lithographie für Steinschneidekunst habe ich nirgend gefunden; das Wort kann auch das nicht heißen.

Ich weiß, daß man auch eine englische Übersetzung von diesem Werke hat. Diese müßte ich zu Rathe ziehen, um aus verschiedenen Stellen klug zu werden, die mir im Französischen ganz unverständlich sind; z. E. Préf. p. XXXV.: Il est vrai que ces sortes de ciseaux etc.

Natter, sage ich in den Antiquarischen Briefen, war überzeugt, daß die Alten ihre Geheimnisse gehabt haben. Er bemerkte z. B. an einer alten Paste (die er lange für einen Onyx gehalten), deren Oberfläche bläulich, und deren Grund schwarz war, daß das Tiefe in dem Schnitte schwarz schien, obschon die blaue Lage noch viel tiefer ging, und das Instrument also nicht bis auf die schwarze Lage gereicht hatte. Er schloß also daraus: que l'un de ces Artistes avoit quelque sécret pour noircir sa gravure en pâte, que l'autre n'avoit pas. (Préf. p. XXXVIII.) — Deßgleichen glaubte er, daß alte Künstler das Geheimniß gehabt hätten, die Karneole und Onyxe klar und rein zu machen. (ibid.) Je suis aussi dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possédoient le sécret, de *rafiner* et de *clarifier* les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de cornalines fines et mal-gravées, que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille, qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais

je laisse aux Curieux à les déviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

Es ist wahr, die ganze Absicht seines Werks ging dahin, zu zeigen, daß die alten Künstler sich ungefähr eben der Methode müssen bedient haben, als die neueren. Dessenungeachtet erkannte er auf alten Steinen Spuren von diesen ganz unbekannten Instrumenten. (Préf. p. XXVIII.) Un graveur entendu et exercé y découvrira mille traits, mille beautés de détail imperceptibles pour tout autre que pour lui. Il appercevra la marche et l'effêt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non seulement de ceux qui nous sont connus, mais même de ceux, dont on ignore aujourd'hui la construction et la forme, mais dont l'opération ne laisse pas d'être sensible à un homme de métier. — Natter hatte das Instrument, womit die Wappenschneider Parallellinien schneiden, darunter bemerkt, und sagt, Hr. Guay, den er dieses Instrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat stechen lassen, würde es leicht auch darin entdeckt haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu kopiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden. Wäre es also sehr unwahrscheinlich, wenn man annähme, daß Natter mehr solche Instrumente, deren Spuren er auf alten Steinen gefunden, wieder erfunden und gebraucht hätte?

Wie weit die Figur in den Stein mit dem blo߬ßen Rade zu fertigen sey, sieht man Tab. II. fig. 2. Nämlich bloß nach den gröbsten Vertiefungen, die schlechterdings noch keinen Gliedern ähnlich sehen: après quoi l'on y emploie des outils plus petits et plus taillans, pour l'achever selon la capacité de l'Artiste. Was also gerade bei dieser Kunst die Hauptsache ist, kann mit dem Rade nicht vollendet werden, sondern erfordert kleinere schneidende Werkzeuge, in deren Gebrauch allein die wahre Geschicklichkeit des Artisten beruhet.

[Natter giebt auf der dritten Kupfertafel seines Traité de la Méthode antique de graver en pierres fines, etc. (Lond. 1754. fol.) drei ägyptische Gemmen, deren Arbeit von keiner sonderlichen Schönheit ist, bei denen er aber doch, so wie bei der Gemme Taf. VI, auf das frühere Alter ihrer Verfertigung nicht sowohl aus der schlechten Zeichnung der Figuren, als vielmehr aus dem noch sehr Unbehülflichen in dem Mechanischen des Schnitts, zu schließen scheint. Denn auf diesen letztern Umstand nahm er durchgehends am meisten Rücksicht.

In dem, was er über die achte bis zur zwölften Kupfertafel, und besonders bei der eilften und zwölften Gemme sagt, die beide den Tod des Othryades vorstellen, finde ich gleichfalls nichts, was den ihm von Winkelmann gemachten Vorwurf verdient hätte.

Lithographie könnte, der Etymologie nach, freilich wohl so viel heißen als Steinschneidekunst, in so fern γραφειν, wie bekannt, ursprünglich nicht vom Schreiben sowohl, als vom Zeichnen, Malen, und jeder Art bildlicher Darstellung gebraucht wurde. Auch kommt das französische graver vielleicht von jenem griechischen Worte her. Aber der Sprachgebrauch will es nun einmal, und es ist auch unstreitig der Analogie gemäßer, daß man unter Lithographie nichts anderes versteht, als Kenntniß und Beschreibung der Steine, bloß in Rücksicht auf ihr Materielles.

Der englische Text von Natter's Werke hat sich sehr selten gemacht, weil Natter kein englisches Exemplar unter zwei Guineen verkaufen wollte, und, als er dazu nicht Liebhaber genug fand, alle noch vorräthigen Abdrücke verbrannte.

In der Stelle der Vorrede, S. XXXV, erscheinen freilich die ciseaux auf einmal, ohne daß ihrer vorher erwähnt wäre; und man erräth erst aus der Folge, daß sie es waren, die Herr Siries aus einer Komposition, woraus er ein Geheimniß machte, verfertigt hatte.

Von den letzteren Bemerkungen hat Lessing schon Verschiedenes in s. Antiquar. Briefen benutzt. S. vornehmlich Br. 27 und 34.

Über Natter's Lebensumstände und Künstlerverdienste haben wir, so viel ich weiß, noch nichts Ausführlicheres, als was in Hrn. Büsching's

Gelehrten Abhandlungen aus und von Rußland, St. I. S. 207—220, und in eben desselben Gesch. und Grundf. d. sch. K. und W. St. II. §. 48. 49. gesammelt ist. Denn was Klotz, der einmal seine Lebensbeschreibung ankündigte, in den Actis Literariis, Vol. I. p. 228. über ihn gesagt hat, ist sehr unbedeutend, obgleich Füeßlin u. a. darauf verweisen. — E.]

Nero. Zu meiner Tragödie von ihm könnten das Lemma seyn die nämlichen Worte, welche einer von den Umstehenden ihm zurief:

Usque adeone mori miserum est!

[Seines Vorsatzes, den Tod des Nero als Trauerspiel zu bearbeiten, dessen auch in der Vorrede zum zweiten Bande seines Theatral. Nachlasses, S. XXIX. gedacht wird, erwähnte Lessing zum öftern gegen mich; und, so viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wildes, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück, Nero Emperor of Rome, zuerst auf diesen Stoff geleitet. — E.]

Daniel Neuberger. Célèbre Potier d'Augsbourg, qui avoit trouvé l'invention de donner à la cire la dureté du fer, aussi bien que la couleur. (v. Journ. des Savans, a. 1684, p. 47; und Sandrart in s. Malerakademie.)

[Im Journ. des Sav. wird Neuberger aus dem Sandrart angeführt, der in seiner Teutschen Akademie der edlen Bau-, Bildhauer- und Mahlereikünste (Nürnb. 1675. Fol.) 1ster Hauptth. Th. II. B. III. S. 350, von ihm sagt: „Es wollte die edle Sculptura uns auch in Teutschland einige, und zwar sonderlich den Daniel Neuberger, erwecken, dessen Vater auch wohl in Wachs bossiren, deßgleichen zierliche Bilder und Historien machen, und also seinem Sohn einen guten Grund und Anfang zeigen können, damit sein schöner Geist ferners zu mehrerer Erfahrenheit durch einigen Fleiß kommen und steigen möchte. Seine Wissenschaft aber bestand erstlich darin, in zugerichtetem Wachs alle denkwürdige Figuren aufs allergeistreichste mit vielen Historien, Feldschlachten, darinnen oft etliche hundert Bilder ganz nett und vollkommen, also vorzustellen, daß vorhin niemals dergleichen Überfluß und Fertigkeit in Wachs gesehen worden. Neben dem erfand er auch die Art, sein Wachs auf allerlei Weise, wie es die Natur erforderte, zu koloriren, daß es dem abgebildeten Menschen ganz und gar in allem ähnlich war; auch sogar die Metalle und Edelgesteine mit ihrer Farbe, Schein und Glanz repräsentirte, daß man es oft für wahrhafte Steine selbst gehalten, wie denn viele Potentaten und Künstler solche für wahrhafte angesehen, ja sogar in eben dem Gewichte befun-

den." — Sandrart führt hierauf verschiedene Arbeiten dieses Künstlers, besonders für Kaiser Ferdinand III. an, z. B. eine äußerst natürliche Abbildung dieses Kaisers, mit einem darin angebrachten Uhrwerke. Auch wird die Neubergern eigenthümliche Verfahrungsart beim Bossiren von Sandrart beschrieben. — — In des jüngern Herrn von Stetten musterhafter Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg (Augsb. 1779. 8.) wird S. 439. dieser Künstler gleichfalls sehr rühmlich erwähnt. Er war aus Augsburg gebürtig, und lebte daselbst, bis ihn die Zeiten des dreißigjährigen Krieges vertrieben; und nun ging er nach Wien, wo er starb. Hr. v. Stetten führt eine merkwürdige Arbeit von ihm aus dem Stammbuche des Optikers Cuno an, nämlich einen Moses, in Wachsfarben gemalt, und, nach 125 Jahren, noch frisch und wohl erhalten, hinter welchem die Worte stehen: von Wachs, ohne Pinselstrich gemalt von Daniel Neuberger dem jüngern. 1654. — Ein Beweis, daß er schon Versuche gemacht habe, die enkaustische Malerei wieder herauszubringen. Auch seine Tochter, Anna Felicitas, trieb eben diese Kunst sehr weit, und lebte, nach ihres Vaters Tode, in Regensburg. Man sehe von ihr Sandrart, Hauptth. II. S. 80; Keyßler's Reisen, Br. 94; und Füeßlin's Allgem. Künstlerlexikon, wo auch

Daniel's Bruder, Ferdinand Neuberger, erwähnt wird. — E.]

Nicolaus. Der berühmte Wassertaucher, von dem ich in meiner Sammlung über das Heldenbuch Verschiedenes angemerkt habe. Joh. Matthäus (de Rer. Invent. p. 40.) gedenkt seiner auch. Er redet von der Zeit der sicilianischen Vesper, und der Entstehung des Ordens der Flagellanten, und setzt hinzu: Hoc etiam tempore in Sicilia vir fuit Nicolaus piscis, Messanensis, qui vitam in mari duxit, nec diu extra aquas esse poterat. Hic multa de maris secretis patefecit hominibus, post matris execrationem hanc inhumanam vitam sortitus.

[Lessing hatte, als er in Berlin lebte, zu einem Kommentar über das Heldenbuch schon eine Menge Materialien gesammelt. Unglücklicherweise nahm sie sein Bedienter für unnütze Papiere, und verbrauchte sie eine Zeitlang in der Stille zu Haarwickeln für seinen Herrn. Als dieser es entdeckte, war der größte Theil schon unwiederbringlich verloren; und, so viel ich weiß, ist wenig, oder vielleicht nichts mehr davon, unter seinem Nachlaß befindlich. — Zu welcher Stelle des Heldenbuchs Lessing jene Anmerkungen über den Wassertaucher Nicolo oder Colas angebracht habe, weiß ich nicht anzugeben. Man nannte ihn gewöhnlich *le Poisson Colas*, weil er fast

mehr unter, als über dem Wasser lebte. S. Journ. des Sav. a. 1677. p. 116. bei der Anzeige von *Jo. Pecklini* de Aëris et Alimenti Defectu et Vita sub Aquis. Kilon. 1676. 8. — E.]

Niellum. Eine Art von Gravüre, oder, wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begriff habe, ob ich schon Werke davon gesehen; z. E. bei Herrn Balemann in Hamburg das Portrait eines kaiserlichen Generals, aus dem dreißigjährigen Kriege, in einem gehöhlten Thaler. — Die Italiener nennen diese Arbeit lavoro di Niello, und die Franzosen Nellure. Vigenère, in seinen Anmerkungen über die Bilder des Philostratus, soll die Art, wie dabei verfahren wird, beschreiben, wie ich aus einem Artikel des Caseneuve in dem französischen Wörterbuche des Menage sehe. Jener muthmaßt daselbst, ohne Zweifel sehr richtig, daß das Wort von *niger*, *nigellus*, herkomme, und *nellure* gleichsam so viel sey, als *nigellatura*, und *neller* so viel als *nigellare*. Aber er geht zu weit, wenn er darum in dem Testamente des Abts Leodebodus, der unterm Klothar, dem Vater des alten Dagobert, lebte, und welches Testament Helgaud, ein Mönch des Klosters Fleury, in seiner Geschichte des Königs Robert anführt, anstatt: scutellas deauratas, quae habent in medio cruces *niellatas*, will gelesen wissen: *nigellatas*. Das Wort ward nun einmal so gesprochen

und geschrieben, auch wenn man Lateinisch sprach und schrieb. Hieraus sieht man auch, daß *croix nillée*, als ein Kunstwort der Heraldik (beim Menage unter dem Art. *nillée*) weder so viel heißt, als annillée, gleichsam annihilée, in der Bedeutung von klein, zart; noch auch von *nille*, le fer de moulin, qui soutient la meule superieure, herkommt, sondern wirklich ein Kreuz, nach gedachter Art gearbeitet, bedeuten muß.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war Francesco Francia, ein Goldschmied und Maler von Bologna, in dieser Art von Arbeit sehr berühmt, dessen auch Camillo Leonardi gedenkt. (S. s. Artikel.) — Ob aber das wahr seyn mag, was Leonardi daselbst sagt, daß diese Kunst zu nielliren eine neue Erfindung sey, und bei den Alten sich keine Spur davon finde?

Ich habe eine Ahnung, daß es vielleicht die Enkaustik der Alten ist! — Wenn ich die Sache näher untersuche, muß ich Bulenger de Pictura et Statuaria Veterum, L. II. Cap. V. VI. zu Rathe ziehen, wo die Stellen aus dem Vigene're lateinisch übersetzt sind.

War, wie oben angeführt, zur Zeit des Leodebodus, der, wenn er unterm Klothar lebte, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts gelebt haben muß, das Nielliren schon bekannt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Kunst sich von

früheren Zeiten herschreibt. Sie wird keine Erfindung dieser dunkelen und barbarischen Zeiten gewesen, sondern von Griechen und Römern abgekommen seyn.

[In *Bulengeri* de Pictura, Plastice, Statuaria, Libris II. (Lugd. 1627. 8.) Cap. V. VI. p. 113 ss. wird de Smalto, seu Encausto (von der Email-Malerei) gehandelt; und aus dem Kommentar des Vigenère über seine französische Übersetzung der Philostrate das hierher Gehörige lateinisch übersetzt. Vom Nielliren wird daselbst, S. 121 f., folgende Beschreibung mitgetheilt: „*Nellura* quae vulgo dicitur, hoc modo fit: sume tibi unciam unam argenti, duas aeris purgatissimi, tres plumbi. Liquato argentum et aes in eodem vase, ut confundantur; tum plumbum addito, et carbone moveto, ut plumbum spuma liberetur, et tria illa metalla in unum corpus transeant. Vas terreum pugni magnitudine sulphure vivo semiplenum, quod in pulverem triveris, habeto, et in id metalla illa mixta fusaque injicito, et os vasis obturato argilla, et linteolo; et omnia commoveto, manibus usus, donec refrigescat, ut omnia in unam massam transeant. Vase fracto massam illam funde, et liqua in calice aurariae fusurae injecto borace, et fusionem iterato, donec massa fracta tibi placeat. Haec est *nellura*, quae auro et argento tantum adhibetur, quam

e verbis Gallicis *Vigineri* latinam tibi dedi." — Boulenger sucht, nach dem Vigenère, in dem angeführten sechsten Kapitel zu zeigen, daß das Emailliren den Alten schon bekannt gewesen, und ihr encaustum gewesen sey. Er beruft sich deßwegen auf eine Stelle beim Philostratus (L. I. Icon.) und auf eine andere beim Plinius (L. XXXIV. c. 17.): „Plumbum album incoquitur aeris operibus Galliarum invento, ita, ut vix discerni queat ab argento, eaque *incoctilia* vocant." — Bei dem allen scheint doch das neuere Nielliren nichts anderes zu seyn, als ein auf Silber aufgetragenes Email. Ob und in wie fern die Alten sich schon auf diese Kunst verstanden haben, und ob und in wie fern sie mit ihrem encaustum einerlei sey, verdiente allerdings eine nähere Untersuchung.

Du Fresne in s. Glossar. Latin. med. aevi, erklärt das Wort *nigellum* durch Encaustum nigrum, vel subnigrum, ex argento et plumbo confectum, quo cavitas sculpturae repletur, und beruft sich dabei auf den Vasari, K. 33. Er setzt hinzu: Italis *Niello*; Gloss. Vett. *Nigellum*, *μελανον*; und führt verschiedene Beispiele aus Schriftstellern des Mittelalters an. Auch hat er die Wörter nigellatus und *niellatus*, die er durch nigello distinctus erklärt. Bei diesem letztern führt er gleichfalls die Stelle aus dem Leodebodus an, und fügt hinzu:

Idem videtur quod *Noellé* nostratibus, wozu er vier Beispiele aus alten französischen Ritterromanen giebt.

Vermuthlich hatte Lessing, als er den obigen Artikel niederschrieb, die Wolfenbüttelsche Handschrift des Theophilus Presbyter, aus welcher er das frühere Zeitalter der Ölmalerei entdeckte, und die er im sechsten Beitrage z. Gesch. u. Litt. abdrucken ließ, noch nicht aufgefunden, oder doch noch nicht genau durchgesehen. Denn sonst würde er darin auf das 27ste, 28ste und 31ste Kapitel des dritten Buchs gerathen seyn, welche den ganzen Prozeß des Niellirens beschrieben, und de nigello, und de imponendo nigello handeln. Die Beschreibung davon ist noch umständlicher, als die von Vigenère, und stimmt in der Hauptsache damit überein. Hier würde er auch gefunden haben, daß nigellare mit denigrare, der Ableitung und Bedeutung nach, einerlei ist, und daß Theophilus dies letztere Wort von dem Zwecke der Arbeit mehr als Einmal braucht. Hr. Prof. Leiste sagt in der Vorrede des angeführten Beitrages, S. 13, es sey ihm nicht bekannt, ob noch irgendwo ein solches schwarzes Email (nigellum) aus $\frac{2}{3}$ Silber und $\frac{1}{3}$ Kupfer, $\frac{1}{6}$ Blei und Schwefel, gemacht werde, auch kenne er das Gummi Barabas nicht, womit es, nach dem 28sten Kap., auf die Gefäße gebracht wird, die schwarz

emaillirt werden sollen. Ist es vielleicht der Borax, dessen Vigene're gedenkt? — E.]

ΝΟΜΟΣ. Als ein musikalisches Kunstwort, heißt *νομος* nicht bloß ein Stück auf der Zither, zu welchem gesungen werden kann, so, wie es beim Suidas erklärt wird: *νομοι καλουνται οἱ μουσικοι τροποι, καθ' οὕστινας ᾁδομεν·* und weiter hin: *νομος, ὁ κιθαρῳδικος τροπος της μελῳδιας;* sondern es wird eben sowohl von Stücken auf anderen Instrumenten gebraucht, zu welchen nicht gesungen wird, z. E. von der Trompete, beim Polyänus, L. V. c. 16. 4., wo es vom Prammenes heißt: *χρησαμενος τῳ νομῳ της σαλπιγγος ὑπεναντιον,* indem er dasjenige Stück, mit welchem sonst zum Angriffe geblasen worden, seinen Soldaten zum Zeichen des Rückzuges, und umgekehrt, machte. Jenes heißt *νομος ἐπικελευστικος*, und dieses *ἀνακλητικος*.

[Vossius sagt in s. Institut. Poët. L. III. c. 13. §. 4: „*Νομος* vocatur velut norma quaedam, et lex canendi.“ Und diese allgemeine Bedeutung scheint dies Wort auch wirklich gehabt zu haben, wenn man es als musikalisches Kunstwort brauchte; so, daß es auch in der musikalischen Poesie, wie am Ende alle Poesie der Griechen war, vorzüglich in der lyrischen, eine Strophe, einen Absatz bedeutete, welchen man auch ehedem selbst im Deutschen ein Gesetz nannte. Die Einkleidung der Gesetze in Poesie und Gesang,

welche bei den ältesten Griechen gewöhnlich war, scheint freilich wohl zu der ersten Anwendung dieses Wortes Gelegenheit gegeben zu haben, wie selbst Aristoteles (Problemat. s. 19.) bemerkt; obgleich Plutarch die Gesetzlichkeit und Unveränderlichkeit derer Lieder, die *νομοι* hießen, als den Grund dieser Benennung angiebt. Und eben diese festgesetzte Melodie scheint hernach immer der Nebenbegriff bei derselben geblieben zu seyn. Nach der Verschiedenheit der Veranlassungen, und der begleitenden Instrumente, erhielten sie hernach verschiedene Namen. — Burette hat in seinen Réflexions sur la Symphonie des Anciens, und in seinen Remarques sur le Dialogue de *Plutarque* sur la Musique, im XIten, XIIIten und XIVten Bande der Mémoires de l'Acad. des Inscr. (éd. d'Amst.) diese Materie umständlich abgehandelt. Vergl. Forckel's Allgem. Gesch. der Musik, B. I. S. 212 ff. — E.]

Nothhemde. Indumentum quoddam lineum, factum in indusii formam, quod germanice vecant Nothhemde, h. e. *indusium necessitatis.* Eo quicumque amictus esset, invulnerabilis reddebatur, neque illi obesse poterat vel ferrum, vel gladius, aliudve telum, vel glans plumbea tormentis emissa. Neque solum

prodesse militibus credebatur, sed parturientium utero applicatum dolores sedabat et partum facilem procurabat. Id nebatur, texebatur et consuebatur a virginibus impollutis *nocte natalis Christi*, hoc modo: etc. — —. Es verdrießt mich, das Übrige abzuschreiben, nämlich aus dem Boissard, de Divinatione p. 55. Das Lächerlichste ist, daß diese unbefleckten Jungfrauen bei ihrer Arbeit den Teufel zu Hülfe rufen mußten. Wenn der Teufel dem Hemde die Kraft verleihen sollte, so dächte ich, könnten es auch wohl befleckte Jungfern weben und nähen.

[Frisch giebt von diesem Worte folgende Erklärung: „Roth-Hemd, indusium magicum, war vor Alters ein zauberisches Hemd, das die abergläubischen Kriegsleute anlegten, weil keine Kugel oder Stoß durchgehen sollte; auch legten die Gebährenden dergleichen Hemde an." Und Hr. Adelung: „ein ehedem sehr übliches abergläubisches Hemd, welches nicht nur fest machen, sondern auch in Kindesnöthen liegenden Weibern die Geburt erleichtern sollte." — E.]

Nymphäum. Nymphen. Das alte von Holsten beschriebene Gemälde, Nymphäum, ist, nach Winkelmann's Vorrede zur Gesch. d. Kunst, S. XXII, durch Nachlässigkeit, wie man vorgiebt, verdorben, und wird nicht mehr gezeigt.

Nymphae braucht Ovid (Ep. Heroid. I. v. 27.) auch von verheiratheten Frauenspersonen:

Grata ferunt Nymphae pro salvis dona maritis;

wenn anders die Stelle so von ihm ist, und nicht vielmehr, wie Heinsius vermuthet, nuptae gelesen werden muß.

[Der Commentariolus in veterem picturam Nymphaeum referentem ist mit drei anderen Abhandlungen des Lukas Holstenius zuerst zu Rom, 1676. Fol., dann als Anhang zu seinen Notis et Castigationibus posthumis in *Stephani Byzantini Ἐθνικά*, s. de Urbibus, L. B. 1684. fol. und zuletzt in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. T. IV. p. 1800 s. mit dem dazu gehörigen Kupfer abgedruckt, wo diese kleine Abhandlung nur zwei Seiten füllt. Jenes alte Gemälde fand sich beim Aufgraben zum Bau des Pallastes Barberini, und war, als Holsten es beschrieb, noch in der dortigen Sammlung von Antiken. Alex. Donatus glaubte, es sey auf diesem Platze das alte Kapitol von Numa erbaut worden, und hielt das Gemälde für eine Anspielung auf Jupiter's und Numa's Geschichte. Holsten aber macht es sehr wahrscheinlich, daß es ein Nymphäum, oder eine den Nymphen geweihte Grotte, vorstelle.

Die von Heinsius glücklich genug vermuthete Leseart wird wenigstens nicht durch die Wolfenbüttelschen Handschriften der Heroiden Ovid's

bestätigt, deren Vergleichung der sel. Heusinger im dritten Lessingschen Beitrage zur Geschichte und Litteratur mittheilte. — E.]

D.

Obsidianisches Glas. Hr. Klotz sagt, daß die Alten die Zusammensetzung (oder den Glasfluß, in welchen sie die geschnittenen Steine abgegossen) *vitrum obsidianum* genannt hätten. (Von geschn. Steinen, S. 58.) — Welche Unwissenheit! Nicht jeden, sondern nur den, welcher ad similitudinem lapidis, quem in Aethiopia invenit Obsidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi (Plin. XXXVI, 67.) zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaste ist aus vitro obsidiano, sondern nur die schwarzen sind vielleicht davon.

„Eine Sache," fährt er fort, „die zu vielen Untersuchungen, Widersprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben hat." — Falsch! Nicht das vitrum obsidianum, sondern der lapis obsidianus, die gemma obsidiana, hat dazu Gelegenheit gegeben. Was diese letzte eigentlich sey, darüber wird gestritten; nicht aber, was jenes, welches eine schwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obsidianischen Steins. Klotz kann also auch nicht einmal die Abhandlung des Caylus, die er so sehr rühmt, vom obsidianischen Steine, gelesen haben.

[Unter den von Hrn. Meusel übersetzten Abhandlungen des Grafen Caylus zur Geschichte und zur Kunst, B. I. (Altenburg 1768. 4.) ist gleich die zweite, S. 14—57, deren Original im 30sten Bande der Mém. de l'Acad. des Inscr. befindlich ist, eine Untersuchung einer Stelle des Plinius, die von dem obsidianischen Steine handelt. Dies ist die oben angeführte Stelle. Der Graf Caylus vergleicht die verschiedenen Meinungen der Ausleger darüber, besonders des Salmasius, der den Stein *ὀψανος*, woraus die Griechen Spiegel verfertigten, darunter versteht. Diese Meinung widerlegt der Graf, und sucht zu erweisen, daß der obsidianische Stein vollkommen mit einer Glasart übereingestimmt habe, welche sehr schwarz, bisweilen durchsichtig ist, aus den feuerspeienden Bergen hervorkommt, und zu Peru unter dem Namen des gallinazischen Steins bekannt ist. Wegen seiner Ähnlichkeit mit einer Gattung von metallischer Verglasung könnte man ihn auch Eisenschlacke von feuerspeienden Bergen nennen. Caylus führt zugleich die von einem geschickten Chemiker, Roux, gemachten Versuche an, dem mit Schwefel gekochten Glase die Härte eines Steins zu verschaffen. — E.]

Odium Theologicum. Diesen Ausdruck, glaube ich, hat Menage zuerst gebraucht, und den Haß der Gelehrsamkeit darunter verstanden. (S. Me-

nagiana; T. I. p. 320, édit. de Paris, 1694.) „J'avois dit avant l'Auteur de la Critique de l'Histoire du Calvinisme, que la haine d'érudition est implacable. Je l'appelle *Odium Theologicum.* — Ob Mosheim in seiner Rede *De Odio Theologico* diesen Umstand bemerkt?

[Es scheint doch, daß der Ausdruck, *odium theologicum*, für unauslöschlichen, unversöhnlichen Haß, schon vorher üblich gewesen war, und daß Menage ihn nur auf den Haß der Gelehrsamkeit anwandte, ohne diesen überhaupt so benennen zu wollen. Er setzt hinzu: Les Italiens disent que celui qui offense, ne pardonne jamais: *Chi offende, non perdona mai.* Tacite en rapporte la raison: C'est, dit-il, que les causes de la haine sont d'autant plus violentes, qu'elles sont injustes: *Odii caussae acriores, quia iniquae,* u. s. f. — In Mosheim's Programm, De Odio Theologico (Goetting. 1747. 4.) wird jener Stelle des Menage nicht gedacht, und überall der Ursprung dieses Ausdrucks nicht untersucht. Zwar führt er folgende Stelle aus dem Briefe an, womit der fromme, sanfte Melanchthon sich selbst, wenige Tage vor seinem Ende, über den ihm bevorstehenden Ausgang aus dieser Welt zu beruhigen suchte: „Discedes a peccatis, liberaberis ab aerumnis *et a rabie Theologorum.*“ Aber hier ist doch jener sprichwörtlich gewordene

Ausdruck wenigstens nicht buchstäblich gebraucht, den Mosheim übrigens gerade so, wie Menage, erklärt: „Intelligunt, ut arbitror, vehementem inprimis, insatiabilem, et modi omnis finisque nesciam libidinem illis nocendi, qui vel modice ab opinionibus, in quas juravimus, abeunt, vel fortunis, honoribus et commodis nostris insidiantur, aut abire et insidiari videntur." — E.]

Ohrbergen. So könnte man, glaube ich, nicht unfüglich das Griechische ἀμφωτιδες, die sich die Athleten umbanden, um ihre Ohren vor den Schlägen zu bergen, übersetzen, nach der Analogie von Halsberge, dem Theile der alten Rüstung, welcher den Hals in Sicherheit setzte.

Dergleichen Ohrbergen rieth Xenokrates, nach dem Plutarch (*de Audit.* p. 38. Ed. Xylandr.) lieber den Kindern, als den Athleten umzumachen, um sie vor übelen Reden zu bewahren, wodurch ihre Sitten verdorben würden, anstatt daß die Schläge bei diesen nur die Ohren verletzten. — Ich schließe hieraus, daß die ἀμφωτιδες, wie natürlich, auch das Gehör müssen benommen haben; und darin bestand vielleicht der zweite Nutzen für die Athleten, um sich durch das Geschrei, welches die Zuschauer um sie her machten, nicht zerstreuen zu lassen.

Spuren von diesen Ohrbergen scheint man in dem nicht zu finden, was Winkelmann von den

zerschlagenen und zerquetschten Ohren der Pankratiasten, in der Vorrede zu s. Versuch einer Allegorie, anmerkt. Entweder diese Ohrbergen müssen also spät seyn erfunden worden, oder die Pankratiasten müssen sich ihrer nicht bedient haben, sondern nur die Athleten.

[Die ἀμφωτιδες, welche auch ἀντωτιδες und περιωτιδες hießen, welches Lessing überaus glücklich durch Ohrbergen übersetzt, waren nur bei der πυγμικη, oder dem Faustkampf, üblich; vielleicht auch nur bei der Vorübung auf denselben in den Gymnasien, welche, wegen der Kugeln oder Bälle, die man dabei in der Hand hatte, σφαιρομαχια hieß. — Winkelmann in der Vorrede zum Versuch einer Allegorie, S. VII, nimmt selbst an, daß man dergleichen ἀμφωτιδες, die, wie er hinzusetzt, von Erz waren, erst in späteren Zeiten eingeführt habe. — Mit dem, was Winkelmann ebendas. über die gequetschten und geschwollenen Ohren der Pankratiasten sagt, vergleiche man die Erinnerungen des Hrn. Hofr. Heyne in s. zweiten Samml. Antiquar. Aufsätze, S. 253. — E.]

Oper, die Hamburgische. Die erste Hamburgische Oper ist von 1678. (s. Gottsched's Vorrath zur Gesch. d. dramat. Dichtk. S. 238), und heißt: Der erschaffene, gefallene, und aufgerichtete Mensch. Verschiedene Jahre vorher

waren schon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg, zu Wien, Opern aufgeführt worden, ja gar auch zu Kopenhagen eine deutsche schon 1663, betitelt: Die Waldlust. (Ebendas. S. 216.)

Die allegorischen deutschen Singspiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaaße abgefaßt sind, und weder Recitative noch Arien haben, schreiben sich gar nicht von der italienischen Oper her; wie z. E. Harlekin's Hochzeit, und andere solche Singstücke in Ayrer's Opere Theatrico.

Von den ersteren Unternehmern und Spielern der Hamburgischen Opern habe ich noch zur Zeit nichts erfahren können; außer daß mich der Rektor Müller versichert, ein gewisser Rathsherr allhier habe die Entreprise davon gehabt, und sie wären an eben dem Orte, wo jetzt das neue Theater auf dem Gänsemarkte steht, aufgeführt worden.

Hiernächst unterzogen sich der Direktion derselben der Herr von Ahldefeld, ein Holsteinischer von Adel, dessen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meistens in der Stadt lebte, nebst dem englischen Residenten Wich. In dem Patrioten soll eine Satyre auf diese Herren und ihre Theaterverwaltung stehen, unter dem Namen Haskarl, eines damaligen elenden deutschen Komödianten. Diese soll die Schwester von Wich, eine Frau des damaligen hiesigen englischen Predigers Thomas, welcher nachher Erzbischof (von Canterbury, glaube ich,) geworden, weil sie mit ihrem Bruder

unzufrieden gewesen, geschrieben, Herr Weichmann aber ins Deutsche übersetzt haben. Auf diese Satyre wollte die Entreprise durch ein Vorspiel, genannt die Baßgeige, antworten lassen, in welchem sie Brockes, Telemann und Weichmann, die sie für die Urheber jener Satyre hielt, sehr anzüglich mitnahm; besonders Telemann, wegen seiner Frau, die ihm nicht Farbe hielt, sondern einen schwedischen Offizier liebte. Allein es kam zu früh aus, und die Aufführung wurde vom Rathe untersagt. Diese Baßgeige hatte Prätorius gemacht, welcher damals als Poet für das Hamburgische Theater arbeitete. Dieser Johann Philipp Prätorius ist hernach Professor juris zu Trier gewesen, und hat verschiedene juristische Werke geschrieben.

Die Hamburgische Oper muß im J. 1736 in den elendesten Umständen gewesen seyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutschen Freund in Petersburg, von dem gegenwärtigen Zustande der Oper in Hamburg (1 Bog. 4.), sehe. Lamprecht steht als Name des Verfassers auf meinem Exemplar beigeschrieben; und sonach müßte es Dreyer wohl in seine Sammlung der Lamprechtischen Werke gebracht haben. Damals war die Oper gänzlich unter italienischer Direktion, obgleich die Madame Kaiser noch dabei, und wirklich auch noch die vorzüglichste Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abscheulich; und die übrigen Sängerinnen waren Madame Monza

und ihre Tochter; beide höchst elend, und die letzte noch dazu fürchterlich häßlich, obgleich sehr verliebt. Die Bühne war aber auch höchst leer, und das ganze Theater bestand aus 3 bis 4 deutschen Italienern.

Die Hamburgischen Opern, die ich gedruckt selbst durchblättert habe, sind nach der Zeitordnung folgende. Ich will daraus anmerken, was zur Geschichte derselben gehört:

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegorisches Stück auf die Vermählung des Herzogs zu Holstein, Friedrich, mit der schwedischen Prinzessin, Hedwig Sophie. Eine gelehrte Vorrede zeigt, nach dem Rudbeck sowohl, als mit eigenen Gründen und Zeugnissen, daß man Hyperboreen, Hesperien, den Atlas, und was zu dieser Fabel mehr gehört, nirgend anders als in Schweden suchen müsse, und macht die Anwendung dieser alten Fabel auf den feierlichen Fall. Diese Vorrede ist völlig nach Christ. Heinr. Postel's Geschmack; und also wird auch das Stück von ihm seyn. Die Vorreden, pflegte er zu sagen, schreibe er zu seinem, und die Singspiele zu Anderer Vergnügen. Auch finde ich dieses Stück in dem Verzeichniß der Postelschen Opern und Werke, welches Weichmann in der Vorrede zum Wittekind giebt, ihm wirklich zugeeignet. Dieser Postel

hatte schon 1688 für das Hamburgische Theater Opern zu machen angefangen; und sein erstes Stück war die heil. Eugenia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum.

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bei der Vermählungsfeier des damals römischen Königs Joseph mit der Braunschweigischen Prinzessin Wilhelmine Amalie. Auch dieses Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth also Posteln als Verfasser.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieses Fest: Die Wiederkehr der güldenen Zeit.

1700. *La Forza della Virtù*, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italienischen übersetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erster und zweiter Theil. Gottsched hat diese beiden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beide auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bei einem Grafen von Friesland in Diensten gestanden, und von den Hamburgern endlich ertappt und hingerichtet wurden. Aus dieser Oper hat man hernach ein Stück gemacht, welches sich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgische Bürgermeister, unter dem sie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndikus, Uetrecht.

Es muß lustig ausgesehen haben, wenn beiden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeschlagen, und vorne auf zwei Pfähle gesteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz *Regnerus*. Aus der dänischen Geschichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn so, daß er Kuhhirte werden mußte; eine schwedische Prinzessinn, der das Orakel geweissagt hatte, daß sie ihren Gemahl im Walde suchen solle, nimmt sich seiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — *Berenice.*

— — Penelope, oder Ulysses, anderer Theil. Der erste Theil, nach Gottsched's Angabe, ist gleichfalls in diesem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vortrefflich gewesen seyn, den Nebukadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachsen, unter vielen anderen Thieren zu sehen, und brummen zu hören.

1705. Die römische Unruhe, oder die edelmüthige Oktavia. Diese Oper ist von Barthold Feind. Aus der Vorrede sieht man, daß Postel kurz vorher gestorben war; daß Hunold den Nebukadnezar gemacht habe, so wie vorher schon eine Oper, Salomo; daß eben um die Zeit auch Bressand gestorben ist,

der für das Braunschweigische Theater gearbeitet hatte; daß der Kapellmeister Kaiser ein Werk über die Opern und Kantaten schreiben wollen, und daß die Komposition der gegenwärtigen Oper von ihm gewesen ist. „Dieses ist nunmehro, sagt Feind, das 31ste Singspiel von seiner Arbeit, worüber ich mich desto mehr wundere, weil die Italiener von ihrem Palaroli in Venedig als ein unerhörtes Mirakel ausrufen, daß er bereits 18 Opern komponirt; worauf jedoch sein Brunnen auch dermaßen erschöpft worden, daß er nunmehr nichts als Kirchenstücke setzt."

1706. *La Fedeltà Coronata*, oder die gekrönte Treue. Die Geschichte des Abdolonimus, welcher, aus einem Gärtner, König in Sidon wurde. Die Musik von Kaiser. Es war seine 33ste Oper.

— — Der Durchlauchtige *Secretarius*, oder Almira, Königin in Castilien, gleichfalls von Kaiser in Musik gesetzt. Almira muß früher aufgeführt seyn, als das vorige Stück, und sonach die 32ste Oper dieses Komponisten seyn.

1707. Der angenehme Betrug, oder der Carneval von Venedig. In diesem Stücke kommt auch eine Trientje, ein niedersächsisches Dienstmädchen, vor, welches in diesem Dialekte verschiedene Scenen hat, und Lieder singt.

[Ein Verzeichniß deutscher Opern, aus Gottsched's nöthigem Vorrathe zur Gesch. der deutschen dramatischen Dichtkunst gezogen, findet man in Hrn. Marpurg's histor. krit. Beiträgen zur Aufnahme der Musik, B. III. S. 277 ff. S. 462 ff. und B. IV. S. 419 ff. Ihr Anfang gehört ohne Zweifel schon ins sechszehnte Jahrhundert; und noch in diesem wurden die meisten Singspiele verfertigt, welche Jakob Ayrer's *Opus Theatricum* enthält, das zu Nürnberg, 1618. Fol. herauskam. Gottsched setzt die Verfertigung derselben zwischen 1570 und 1589. Diese Stücke wurden indeß durchgehends nach einerlei Melodie abgesungen. Als die erste förmliche deutsche Oper sieht man gewöhnlich die im J. 1627 zuerst am Dresdner Hofe aufgeführte Schäferoper, Daphne, an, deren Verfasser, wie bekannt, Martin Opitz ist, der auch acht Jahre hernach sein Singspiel, Judith, bekannt machte. Das Stück, die Waldlust, mehr Maskerade als Oper, wurde im J. 1663 aus dem Dänischen übersetzt.

Von den Hamburgischen Opern findet man das vollständigste Verzeichniß in Mattheson's Wochenschrift, der Musikalische Patriot, die zu Hamburg 1728. 4. herauskam, St. XXII—XXIV; und Herr Marpurg hat daraus in seinem Verzeichnisse die dahin gehörigen Nachrichten entlehnt. Ich selbst besitze eine von dem ehemaligen

verdienstvollen Syndikus Klefecker in Hamburg gemachte Sammlung Hamburgischer Opern, in acht starken Quartbänden, die vielleicht eine der vollständigsten in ihrer Art ist, und vom J. 1678 bis 1748 geht. Das erste Stück darin ist die von allen für die erste in Hamburg aufgeführt gehaltene Oper: Der Erschaffene, Gefallene, und Auffgerichtete Mensch. Das Jahr 1678, in welchem sie gespielt seyn soll, ist dabei nicht ausdrücklich bemerkt. Der Text soll von einem Richter, und die Musik von Theil gewesen seyn. Die Oper, Orontes, welche Dr. Burney in s. Musikalischen Reise als die erste Hamburgische Oper angiebt, ist die zweite, und ihre Worte waren von eben dem Richter, und dem nachherigen Hamburgischen Prediger Elmenhorst, der im J. 1688, da er schon Prediger war, einen Bericht von Operspielen, zu ihrer Vertheidigung, herausgab. Ich finde jedoch in demselben nichts, wodurch sich die Geschichte der ersten Entstehung und Einrichtung der Hamburgischen Oper aufklären ließe; außer, daß Elmenhorst in seiner Zuschrift an den Hamburgischen Senat und das Oberalten-Kollegium sagt: „Als vor wenig Jahren E. Hochedler Rath dieser guten Stadt zulässig befunden, daß, wie sonst, in Prosa die Komödien — — gespielet, also zu gemeiner Anständigkeit und billiger Gemüthserquickung musikalische oder Singspiele

auf dem Theatro würden vorgestellet, welches nachmals das löbliche Collegium der Herren Oberalten, auf erlangte Notifikation, ihm wohlgefallen lassen; folgbar Einem Wohlehrw. Ministerio solches angezeiget, u. s. f." — Es möchte also wohl, außer den Nachrichten, die sich in Mattheson's Musikalischem Patrioten, in den drei angeführten Blättern finden, über die erste Beschaffenheit des Hamburgischen Operntheaters, und dessen Unternehmer, wohl wenig aufzutreiben seyn. Der Hamburgische Rathsherr, dessen der Rektor (Joh. Sam.) Müller gegen Lessing als des ersten Unternehmers gedachte, war ohne Zweifel Gerhard Schott, der als vornehmster Stifter des Hamb. Operntheaters anzusehen ist, und auf dessen Tod eine besondere Oper: Der Tod des großen Pans, im J. 1702 verfertigt wurde. — Manches dahin Gehörige findet sich auch in Mattheson's Grundlage einer Ehrenpforte, in den Lebensbeschreibungen derer, die für jene ältere Oper komponirten. — Das Schreiben an den Patrioten, welches im 38sten Stücke desselben steht, ist nicht in Haskarl's Namen abgefaßt, sondern von einem Hexameter unterzeichnet, der sich für einen Schauspieler von der Truppe jenes Direktors ausgiebt, dem seine Frau mit einem Theile seiner Habseligkeiten entlaufen sey, und dadurch Zwist und Trennung der nun in Schulden steckenden

Mitglieder veranlaßt habe. Der Brief enthält den Entwurf eines auf Pränumeration zu drukkenden Heldengedichts, die Baßgeige, in der Manier von Boileau's *Lutrin*, in vier Gesängen, wovon der ganze Plan mitgetheilt wird. Haskarl und seine Frau sollen die Hauptpersonen seyn, und die Haupthandlung ihr Zank über eine Baßgeige, welche die letztere für ihren Liebhaber gekauft, und ihr eifersüchtiger Mann an einen seiner Freunde verschenkt hatte. Wie viel in diesem Plan satyrische Anspielung sey, läßt sich jetzt nicht mehr beurtheilen. Sonst findet man im Patrioten ein ganzes Blatt, nämlich das 25ste, zum Lobe der Oper.

Vom Jahre 1736 finde ich in meiner Sammlung nur eine einzige Oper: Die rachbegierige Liebe, oder Orasia; mehrere aber vom Jahre 1737, in welchem die Hamburgische Opernbühne einen neuen Direktor erhielt, der den Schauplatz mit einem Prolog der Musen eröffnete. Die nachherigen Opern sind fast alle italienisch, meistens von Metastasio, mit gegenüber gedruckter deutscher Übersetzung. — Unter der Zuschrift der im J. 1740 aufgeführten *Ipermnestra* hat sich Angelo Mingotti als Direktor unterzeichnet, und so noch bei ihrer Wiederholung im J. 1746. — Den Namen der Kaiser und ihrer Tochter, als Sängerinnen, finde ich noch unter den Personen eines Prologs von 1743.

Die Lücken in Lessing's obigem Verzeichnisse auszufüllen, und es auf ähnliche Art weiter fortzusetzen, würde mich hier zu weit führen, obgleich diese unsere älteren Singspiele, besonders von Seiten der Subjekte, mehr Aufmerksamkeit verdienen, als man bisher darauf verwandt hat. Selbst das, was Hr. Wieland in s. Briefen über die Alceste (T. Merkur v. J. 1773.) hierüber sagte, scheint diese Aufmerksamkeit nicht sehr angeregt zu haben. Hier also nur noch ein Paar kleine Bemerkungen.

Zu der Oper, der güldene Apfel, war die Poesie allerdings von Postel, und die Musik von Kaiser. Von jenem ist auch der Text zum Herkules und Hebe. Die Wiederkehr der güldenen Zeit ist von Bressand, der vornehmlich für die Wolfenbüttelsche Oper schrieb. (S. Adelung's Zus. zum Jöcher.) Eben dieser übersetzte die *Forza della Virtù*, welche mit einer neuern Oper, Anagilda, gleichen Inhalts ist. — Die Oper vom Störtebecker soll einen gewissen Hotter zum Verfasser gehabt haben. Der Bürgermeister, unter dem die Hinrichtung geschah, hieß Simon Uetrecht; daraus machte der Verfasser zwei Personen, welches er am Schluß des zweiten Theils entschuldigt. Im J. 1783 lieferte Herr d'Arien eine neue Bearbeitung dieses Subjekts in einem Trauerspiele, welches auch in Hamburg aufs Theater

gebracht wurde, aber sich nicht lange erhielt. — Von der Penelope hieß der erste Theil: Circe, oder Ulysses; beide Theile sind von Bressand. — Im Nebukadnezar ist die Scene freilich possierlich genug, wo ihn seine Geliebte, eine Medische Prinzessin, unter den wilden Thieren antrifft, und er alle ihre Anreden nur mit seltsamen Geberden und viehischem Brummen beantwortet. — Von Feind wurde noch in eben dem Jahre 1705 die Lukretia aufgeführt, die Kaiser gleichfalls in Musik setzte, der wohl von allen Komponisten die meisten Opern, nämlich über hundert, schrieb.

Scheibe, in seinem kritischen Musikus, St. 77, setzt das Ende der eigentlichen Hamburgischen Opern ins Jahr 1737, und erzählt den Verfall derselben umständlich. Die Kaisern und Monza, vorher ein Schneider, hatten zuletzt die Direktion, die aber, weil sie in Schulden geriethen, nur sehr kurz dauerte. Hernach spielte die Neuberische Gesellschaft eine Zeitlang auf dem dortigen Operntheater, ging aber bald darauf nach Petersburg; und zuletzt wurden wieder italienische Opern unter Mingotti's Direktion aufgeführt, die aber im J. 1748 wieder scheinen aufgehört zu haben. — E.]

Opitz. Daß die vortreffliche schweizerische Ausgabe des Opitz durch die Dazwischenkunft der

elenden Trillerschen ins Stecken gerathen, ist ein wahrer Verlust für die deutsche Litteratur. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß ihre Besorger eine Menge den Sinn völlig verstümmelnder Fehler, welche sich in die letzteren Ausgaben eingeschlichen hatten, durch Gegeneinanderhaltung mit den ersten Originalabdrücken verbessert haben. Wenn sie nur immer die nämliche Aufmerksamkeit angewandt hätten! Eine Stelle, wo es nicht geschehen ist, fällt mir eben jetzt in die Augen, da ich die Schäferei von der Nymphe Hercynia wieder durchlaufe. „An der Wand," sagt der Dichter unter anderen, bei Beschreibung der Grotte dieser Nymphe, „waren unterschiedene Historien mit Muscheln und kleinen Steinen, und zwar so künstlich, eingelegt, daß wir hinzugingen, und es mehr für eines Apollens Werk, als für sonst etwas, ansahen." — Für eines Apollens? — Es muß unfehlbar heißen Apellens. Denn der Dichter will sagen, daß man diese eingelegten Kunststücke eher für ein feines Gemälde, als für sonst etwas, hätte ansehen sollen. Und so liest auch wirklich die erste Ausgabe von 1630 zu Brieg in Quart, welche die Schweizer sonst zum Grunde gelegt zu haben sich rühmen.

[Ich darf wohl nicht erst bemerken, von welcher Ausgabe des Opitz hier die Rede sey. Und doch ist sie, bei aller ihrer Schätzbarkeit, dadurch, daß sie unvollständig blieb, und nur der erste Theil davon herauskam, fast so sehr in Verges-

senheit gerathen, daß sie wohl einer besondern Anzeige bedarf. Es ist nämlich die von Breitinger und Bodmer, die sich nur mit dem Anfangsbuchstaben nannten, zu Zürich, 1745. gr. 8. angefangene Ausgabe jenes so ehrwürdigen Dichters; und das auf den Titel gesetzte Motto aus dem Horaz:

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit,

würde noch mehr zugetroffen haben, wenn sie wäre vollendet worden. Gottsched, und hernach Gebauer, gingen vorher schon mit der Idee um, den Opitz herauszugeben; und als das nicht geschah, kündigte Triller die seinige an. Von dieser hofften die Schweizer in der Vorrede, es würde bei ihrer Präexistenz im Meßkatalog bleiben; allein sie erschien wirklich im J. 1746, sogleich in vier Bänden, und hinderte, ihrer elenden Veranstaltung und Verstümmelungen des Textes ungeachtet, den Absatz und Fortgang der Züricher Edition, die auch durch die hinzugefügten, meistens sehr lehrreichen, Anmerkungen schätzbar ist, und wohl einer Vollendung würdig wäre, die ihr aber ihre würdigen Urheber nun, leider! nicht mehr geben können. — Die beste vollständige Ausgabe vom Opitz ist nun immer noch die Amsterdammer 1646. 12. Diese hat in obiger Stelle auch die Leseart: „Apollens." — E.]

Orkus. Bei den Lateinern heißt dies Wort so viel als Pluto; im Griechischen aber bedeutet ὁϱκος so viel als Eid; und in dieser Bedeutung ist es bisher von allen Gelehrten in der zweiten Zeile der goldenen Sprüche des Pythagoras genommen worden. In dem Gentleman's Magazine vom Mai 1768 finde ich aber einen kleinen Brief, dessen Verfasser anderer Meinung ist, und glaubt, daß diese Zeile von keinem Ausleger bisher gehörig sey verstanden worden.

„Das sieht Jedermann," sagt er, „daß die fünf ersten Zeilen von den Pflichten gegen die Götter und Menschen handeln; und zwar gegen die Götter, Anfangs gegen die höheren, und hernach gegen die geringeren; in Ansehung jener, erst gegen die himmlischen, und sodann gegen die unterirdischen Götter; welche Ordnung auch in Ansehung der Götter vom geringern Range ist beobachtet worden."

„Alles dieses ist methodisch, und des Verfassers so edler Gesinnungen würdig. Und wenn das so ist, so kann man sich nicht genug wundern, wie der erste Übersetzer den Eid mit unter die zu verehrenden Götter mengen konnte, indem er ὁϱκος durch juramentum übersetzte, da er es durch Plutonem hätte übersetzen sollen."

[Um diese ziemlich unwahrscheinliche Erklärung der Worte: και σεβου ὁϱκον, beim Pythagoras, anzunehmen, müßte doch wohl erst erwiesen werden, daß dies Wort auch bei irgend einem

andern griechischen Schriftsteller den Pluto bedeute, wovon ich wenigstens kein Beispiel finde. Es war außerdem noch zweifelhaft, ob das lateinische Wort mit dem griechischen das nämliche sey. Orcum quem dicimus, sagt Festus, ait *Verrius*, ab antiquis *Uragum*, quod etiam *u* literae sonum pro *o* efferebant, et pro *c*, *g* literae formam usurpabant. — E.]

Orpheus. Unter den Schriften, welche unter dem Namen dieses Dichters noch vorhanden sind, ist auch ein Gedicht περι λιθων, in welchem Theodamas, der Sohn des Priamus, redend eingeführt wird, als den Orpheus in den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieser Orpheus kann also auch der alte Orpheus, welcher, nach dem Suidas, eilf Menschenalter vor dem trojanischen Kriege lebte, gar nicht einmal seyn sollen. Ja, Tzetzes giebt diesem Orpheus auch eine ganz andere Mutter, Namens Menipa, anstatt daß der alte Orpheus ein Sohn des Oeagrus und der Kalliope war. S. Gesner's Noten, S. 303.

Beim Stobäus wird dieses Gedicht vielmehr dem Onomakritus, als dem Orpheus, zugeschrieben; und auch Suidas sagt, daß dem alten thrazischen Orpheus ein Gedicht περι λιθων γραφης, das den Titel Ὀγδοηκονταλιθος (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeschrieben worden, dessen Verfasser aber Onomakritus gewesen sey. Dies Gedicht

aber kann das nicht seyn, welches wir jetzt noch haben, weil es theils nicht von der Skalptur der Steine handelt, und dann auch lange nicht von achtzig, sondern kaum von zwanzig Steinen.

Von einem neuern Dichter untergeschoben ist es offenbar; weil zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Edelsteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer Homer sonst gewiß gedacht hätte, wenn er der damaligen Kostbarkeiten erwähnt.

Auch verräth es eine Philosophie, die für diese Zeiten viel zu allgemein und systematisch ist. Z. E. was dem Palamedes gegen Philoktet in den Mund gelegt wird (unter Ophites, v. 61—75.): „daß die Erde den Menschen gegen jedes Übel ein Hülfsmittel gewähre:"

Αὐτη γαια μελαινα πολυκλαυστοισι βροτοισι
Τικτει και κακοτητα και ἀλγεος ἀλκαρ ἑκαστου.

„daß die Erde die Erzeugerin aller Steine sey:"

Ἐκ γαιης δε λιθων παντων γενος. ἐν δ᾽ ἀρα τοισι
Καρτος ἀπειρεσιον και ποικιλον — —

welches ganz in dem Sinne des Theophrast gesagt zu seyn scheint, nach welchem die Mineralien aus dem Wasser, die Steine aber aus der Erde erzeugt werden: *ὑδατος μεν τα μεταλλουμενα· γης δε λιθος τε και ὁσα λιθων περιττοτερα.* Ferner: „daß es eben so viel Steine als Pflanzen gebe:"

— — ὁσαι βοταναι, τοσσοι λιθοι,

welches mit einer andern Hypothese der neueren

Naturalisten übereinkommt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eigenes Insekt habe.

[Es ist so gut als völlig ausgemacht, daß diejenigen Gedichte, die wir noch unter dem Namen des **Orpheus** haben, gewiß nicht von dem bekannten thrazischen Orpheus, obgleich immer schätzbare Reste des frühern Alterthums sind. Die Schriften, worin darüber nähere Untersuchungen angestellt sind, findet man vom Hrn. Hofr. **Harleß** in s. Introd. in Hist. Lingu. Gr. p. 15. nachgewiesen. Das Gedicht von den **Steinen** ist selbst seines Zeitalters wegen verdächtig, wegen der vielen darin vorkommenden abergläubischen Ideen von der Zauberkraft der Steine. Auch findet sich darin eine Anspielung auf eine Verordnung des Kaisers Konstantinus, die, wenn sie nicht eingeschaltet ist, das Gedicht erst in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts setzen würde. S. vornehmlich die einzelne Ausgabe dieses Gedichts: *Περι Λιθων*, de Lapidibus, Poëma Orpheo a quibusdam adscriptum, gr. et lat. ex ed. *J. M. Gesneri*, recensuit notasque adjecit *Tho. Tyrwhitt*; Lond. 1781. 8. — E.]

Lorenzo Ottone. (S. unter Lorenzetto.) Er war ein Schüler des **Ercole Ferrata**; und von ihm ist eine stehende heilige Anna im Pantheon,

die nebst der Madonna des Lorenzetto ebendaselbst, dem heil. Andreas von Fiamingo, und der Religion von le Gros, in der Kirche al Giesu, von Winkelmann für die schönsten Figuren neuerer Bildhauerei erkannt werden. (Von Empf. d. Sch. S. 12.)

[Weder Venuti, noch Richardson, noch Hr. v. Ramdohr, gedenken der Statue der heil. Anna von Lorenzo Ottone, oder vielmehr Ottoni, besonders. Füeßlin führt von ihm an, daß er im J. 1691 ein Mitglied der Akademie St. Lukas zu Rom gewesen sey, und daß man in verschiedenen römischen Kirchen Arbeiten von ihm finde, unter anderen die Statue des Apostels Taddeus in der Kirche St. Johann von Lateran. Diese letztere erwähnt auch Hr. v. Ramdohr, Th. III. S. 281, unter den daselbst befindlichen zwölf Statuen aller Apostel, von welchen er aber sagt, daß sie auf der seligen Stufe der Mittelmäßigkeit stehen, die durch keine ausgezeichneten Vorzüge und Fehler das Auge besonders anzieht oder beleidigt. Übrigens hatte auch dieser Ottoni mit einer Menge anderer Künstler, welche größtentheils von Füeßlin unter dem Artikel Alignini genannt werden, Antheil an den 140 steinernen Statuen, welche die berühmten beiden Säulengänge an der Peterskirche zu Rom zieren, und wozu Bernini die Zeichnungen verfertigte. — E.]

Orgel. Von wem, und wann sie erfunden, ist unbekannt. Der gewöhlichen Meinung nach aber soll sie Papst Vitellianus ums J. 660 in die Kirchen eingeführt haben.

Worauf gründet sich also Navarrus, wenn er (de Orat. et horis canonicis, c. 16.) versichert, daß zur Zeit des Thomas von Aquino, also um 1274, noch keine Orgel in der Kirche gewesen sey?

Er gründe sich aber, worauf er wolle, so ist es doch gewiß, daß die Orgel schon früher eingeführt worden. Denn schon Theophilus lehrte Orgelpfeifen machen; und er lehrte nichts, was nicht damals schon dem Gebrauche der Kirche geheiligt war.

Freilich wohl mag die Orgel, welche Konstantinus VI. Kopronymus ums Jahr 742 dem Könige Pipin schickte, noch unförmlich genug gewesen seyn. Von ihr ist die Stelle beim Lambertus Schafnaburgensis unter dem Jahre 758 nachzusehen, woraus Aventinus und Marianus Skotus ihre Nachrichten ohne Zweifel genommen haben.

[Über die Erfindung der Orgeln, und ihre erste Einführung in die Kirchen hat man viele, und zum Theil mühsame, obgleich nicht ganz befriedigende, Untersuchungen angestellt; und selbst das so allgemeine Wort, organum, welches ein jedes Instrument bedeuten kann, hat manche Mißdeutungen, und vermeinte frühere Auffindungen ihres Daseyns veranlaßt. Von den Schrift-

stellern, die theils historisch, theils theoretisch, über die Orgeln geschrieben haben, findet man in J. Adelung's Anleitung zur musikal. Gelahrtheit (Erf. 1758. 8.) S. 337 ff. ein ziemlich vollständiges Verzeichniß; und in den Hannöverischen Gelehrten Anzeigen v. J. 1754. steht St. 91 f. eine historische Untersuchung der Kirchenorgeln, worin sich das Meiste hierher Gehörige, obgleich ohne kritische Würdigung, beisammen findet. Hawkins hat in seiner General History of the Science and Practice of Music (Lond. 1776. 5 Voll. 4.) Vol. I. p. 398 ss. und an mehreren Orten, die das Register des fünften Bandes nachweist, verschiedene merkwürdige Alterthümer der Orgeln gesammelt; und am neuesten hat Dr. Burney in s. General History of Music die davon noch vorhandenen Nachrichten mitgetheilt. Aus ihm will ich hier nur einige der vornehmsten Umstände kurz berühren.

Die hydraulische, oder Wasserorgel, ist, wie bekannt, sehr alt, und vom Vitruv (L. IX. c. IX.) beschrieben. Man sehe darüber Dr. Burney, Vol. I. p. 512. — Hier aber ist nur von unseren gewöhnlichen Windorgeln die Rede; und von ihnen findet sich die früheste Spur in einem Sinngedichte der griechischen Anthologie (L. I. c. 86. 8.), welches Dr. Burney mittheilt, und welches dem Kaiser Julian dem Abtrünnigen beigelegt wird, der in der zweiten Hälfte des

vierten Jahrhunderts lebte. Die darin gegebene Beschreibung kommt wirklich mit der Einrichtung unserer Orgeln ziemlich überein. Zur Zeit Kassiodor's, im Anfange des sechsten Jahrhunderts, kamen die Wasserorgeln fast ganz ab, und man führte Windorgeln mit Blasebälgen ein, die mit der Hand niedergedrückt wurden. Dem Pabst Vitalianus, im siebenten Jahrhunderte, wird die erste Einführung der Orgeln in die Kirchen zu Rom beigelegt; und nach Frankreich soll die erste Orgel von Konstantinopel aus als ein Geschenk von dem Kaiser Konstantinus Kopronymus im J. 757 an den König Pipin gesandt seyn; so daß man also in Griechenland wohl gewiß die erste Erfindung der Windorgel, wie der Wasserorgel, zu suchen hat. In einem berühmten römischen Missale aus dem zehnten oder eilften Jahrhunderte, welches unter den Barberinischen Handschriften Nro. 1854. befindlich ist, stehen die Worte: „Hic canere incipit clericus cum organis." Und nach Mabillon und Muratori wurden die Orgeln sowohl in Italien, als in Frankreich, England und Deutschland, im zehnten Jahrhunderte sehr gewöhnlich. Lambertus Schafnaburgensis, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts lebte, bemerkt in s. Hist. Germanor. (s. *Struvii* Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 310.) beim Jahre 756: „Organa primum missa sunt Pipino ex Graecia." —

Marianus Skotus, der noch in eben dem Jahrhunderte lebte, scheint doch den Lambert von Schaffenburg nicht abgeschrieben zu haben, ob er gleich in seiner Chronik (s. *Struv.* T. I. p. 633.) nichts weiter hierüber sagt, als bei dem J. 757: „Organum primitus venit in Franciam, missum Pipino regi a Constantino imperatore de Graecia." — Eben so wenig möchte Aventinus diese Nachricht aus jenen beiden genommen haben, die in s. Annal. Boior. (Ingolst. 1554. fol.) p. 300. so lautet: „Munera Imperatoris, quae a legatis deferebantur, erant instrumentum Musicae maximum, res adhuc Germanis et Gallis incognita; Organon adpellant. Cicutis ex albo plumbo compactum est, simul et follibus inflatur, et manuum pedumque digitis pulsatur." Nur scheint Aventinus in diese Erzählung die Beschreibung der Orgeln, wie sie zu seiner Zeit waren, willkührlich hinein gebracht zu haben. Im achten Jahrhundert hatten sie schwerlich schon diese ganze Einrichtung; wenigstens ist die Erfindung des Pedals gewiß viel neuer. Sie wird gemeiniglich erst ins Jahr 1480 gesetzt, und einem Deutschen, Bernhard, beigelegt, der sich lange zu Venedig aufhielt. S. *M. Anton. Cocc. Sabellici* Rhapsod. Hist. Ennead. VIII. „Sixti V. Pontificis tempore musicae artis virum, omnium, qui unquam fuerunt, sine

controversia praestantissimum, plures annos Venetiae habuerunt, cognomento Teutonem. Primus hic in Organis auxit numeros, ut et pedes quoque juvarent concentum funiculorum attractu."

Der Theophilus, dessen Lessing oben erwähnt, ist Theophilus Presbyter, in dessen Diversarum Artium Schedula das letzte Kapitel (L. III. c. 76.) de Organis handelt, und zur Verfertigung der Orgelpfeifen Anleitung giebt. S. Lessing's Beitr. z. Gesch. u. Litter. aus der Wolfenb. Bibl. St. VI. S. 422 ff. — E.]

P.

Papirius. „Der vermeinte Papirius mit seiner Mutter, eine Gruppe in der Villa Ludovisi, stellt vielmehr die Phädra und den Hippolytus vor." Winkelmann, Gesch. d. K. Vorr. S. XII. — Hat Winkelmann diese Entdeckung zuerst gemacht, oder Webb?

Hingegen findet Havercamp, in der Vorrede zum Manilli, den Papirius in einer Statue, die Manilli für einen jungen Nero ausgiebt: Puerum ipsum, Patricium, cujus aetas maturo oris silentio nobilitata fuit, dependente ad pectus bulla, expressit *Perrierius* Tab. XL. *Neronis* puerilem imaginem frustra cernis vocari a nostro, p. 39. F.

[Winkelmann ist nicht der erste, der diese

Gruppe für Phädra und Hippolytus nahm; sondern schon Maffei war der erste, der bei der Abbildung derselben in s. Racc. n. 63. dies Subjekt darin muthmaßte. Nicht aber Webb, sondern H. H. Füeßlin, in seinem vor Webb's Untersuchung des Schönen in der Malerei (Zürich 1766. 8.) befindlichen Schreiben an den Übersetzer, S. LXXI, trat dieser Vermuthung bei, und setzte hinzu, daß er sich dieselbe fast mit völliger Gewißheit zu behaupten getraue; wovon er auch verschiedene Gründe beifügt. Winkelmann aber, der am angef. Orte diese Deutung gleichfalls annahm, änderte in der Folge seine Meinung, und hielt diese Gruppe für Orest und Elektra. Dies könnte sie auch, wie Hr. von Ramdohr (Th. II. S. 205.) bemerkt, schon eher vorstellen, weil nicht die Zärtlichkeit zweier Liebenden, sondern eher brüderliche oder kindliche Zärtlichkeit in dem Ausdruck der Gesichtszüge sichtbar ist. Übrigens ist hier die Deutung sehr willkührlich, und sie ist daher auch so verschieden ausgefallen; sogar hat man oft beide Figuren für männliche gehalten. So nimmt z. B. Sandrart sie für den Aurel und Lucius Verus; und Perrier schlechtweg für zwei sich umarmende Brüder. Übrigens hat Hr. von Ramdohr eine nähere Prüfung angestellt, wie viel an diesem Kunstwerke wahrscheinlich antik, und wie viel daran neu und ergänzt sey.

Der junge Römer in der Villa Borghese mit der Bulla vor der Brust, wird noch immer ein junger Nero genannt, wie ich beim Hrn. v. Ramdohr, Th. I. S. 317 sehe; freilich wohl eben so willkührlich, als ihn Havercamp für einen jungen Papirius nahm. Beim Perrier heißt er doch nur Puer Patricius. — E.]

Pasquin. Bernini hat den Pasquin für die schönste aller alten Statuen gehalten. Was Winkelmann hierüber sagt, s. Gesch. d. K. Vorr. S. XII.

Von dem Ursprunge dieses Namens finde ich eine merkwürdige Stelle in *Gresseri* Itinerario (Basil. 1624. 8.) p. 229, worin zugleich die zuverlässigste Nachricht davon nachgewiesen wird: „Pasquillus sartor Romanus, atque adeo pontificius, mira in reprehendendis aulicorum, Cardinalium, ipsorum quin etiam Pontificum, vitiis libertate et impunitate, occasionem dedit aulicis literatis, ut scripta quaelibet famosa, incerto auctore edita, in Pasquillum referrent. Eo mortuo cum prope tabernam ejus in Parione statua marmorea gladiatorio habitu effossa esset, et eodem loci in via publica erecta, populari joco Pasquillus appellari coepit, quod illic ob dicacitatem notissimus magister Pasquinus habitasset. Vulgi ludum aulicorum confirmavit auctoritas, et qui viva voce hominum mores

publice insectatus erat, mortuus sola memoria sua Epigrammataphori munus subiit, cum statuae huic scripta maledica omnis generis noctu affigerentur, quae a loco ipso Pasquilli nomen sibi vindicarunt. Haec *Antonius Tibaldus* Ferrariensis senex honestissimus a se Romae visa testatus est; cujus narrationem *Ludovicus Castelvetrus* Mutinensis suis in hymnum *Annibalis Cari* animadversionibus inseruit, ut ex non vulgata historia Pasquilli munus esse probet, politica tantum, non literaria; eaque non obscura et levia, sed gravia et manifesta errata; non plebejorum, sed clarissimorum hominum; non erudita, sed populari lingua, incessere: quod sartor ille Pasquinus, in notissimis tantum ob hominum splendorem et rerum atrocitatem factis, plebeja hac maledicentia fuerit usus."

[Von der Statue, oder vielmehr dem Torso Pasquino, aus weißem Marmor, der zu Rom an der Ecke des Pallastes Orsini steht, findet man eine Abbildung in Sandrart's Akademie, Th. I. lit. *i.* Sandrart sagt, sie werde für das Bild eines Ringers, oder des Mars, oder irgend eines Soldaten gehalten; andere haben sie sogar für einen Alexander genommen. Er führt von der Entstehung des Namens die bekannte Geschichte an, die auch, der Hauptsache nach, in der obigen lateinischen Stelle enthalten ist, nur daß hier Pasquin ein Schneider, und sonst

gewöhnlich ein Schuhflicker heißt, wenn anders sartor nicht auch dies letztere bedeuten kann. Venuti in s. Descr. Topogr. delle Antichità di Roma, T. I. p. 81, bemerkt, daß sie auf der Stelle, wo jetzt der Pallast Orsini steht, sey gefunden worden, und nennt sie il bel Torzo, detto volgarmente di *Pasquino*, così celebre, e che veramente non rappresenta, che un soldato; e forse ancora questa Statua sarà stata un' ornamento del Circo. — Herr v. Ramdohr, Th. III. S. 368, sagt über das von Winkelmann gerügte Urtheil des Bernini: „Wenn Bernini, wie man behauptet, gesagt hat, daß dieser Sturz das schönste Überbleibsel des Alterthums sey, so ist dies wahrscheinlich auch nur ein witziger Einfall, im Geschmack des Pasquino, auf die Vorliebe des Michael Angelo zu dem berühmten Torso di Belvedere. Inzwischen, Verdienst hat das Stück immer; nur muß die Maaße nicht übertrieben werden. Es ist zu sehr beschädigt, um mit Zuverlässigkeit darüber zu urtheilen." Auch er hält die Hauptfigur für einen Krieger, der seinen verwundeten Kameraden aus der Schlacht wegbringt; und Fea in s. italien. übers. der Winkelmannschen Gesch. d. K. sagt, T. I. Préf. p. 26, der verstorbene Abbate Visconti habe darin den Menelaus mit dem Leichname des Patroklus bestimmt wieder erkennen wollen.

Die Schrift des Castelvetro, in welcher die Originalerzählung vom Pasquin vorkommen soll, habe ich nicht auftreiben können. Ohne Zweifel ist es die: Ragione di alcune cose segnate nella Canzone di Annibale Caro: *Venite all' ombre de' gran Gigli d'oro;* die im Jahre 1560 zu Venedig gedruckt wurde. Die Streitigkeit, welche durch Castelvetro's nicht einmal durch den Druck bekannt gemachte, sondern nur einem Freunde auf sein Verlangen schriftlich mitgetheilte Kritik über eine Ode des Caro auf das königl. Haus Frankreich, entstand, ist in der poetischen Litterargeschichte der Italiener berühmt genug. Caro und seine Freunde rächten sich dafür an dem Castelvetro auf eine wahrhaftig unmenschliche Art, spielten ihn der Inquisition in die Hände, deren Verdammungsurtheil ihn zur Flucht nöthigte, und seinen Tod beförderte. Man sehe über die darüber gewechselten Schriften Muratori's Lebensbeschr. des Castelvetro vor seinen zu Bern (Venedig) 1627. 4. von Argelati herausgegebenen Opere Varie Critiche, p. 24. ss. *Crescembeni* Storia della Volgar Poesia, T. II. p. 431 ss.; und *Fontanini* Biblioth. dell' Eloquenza Ital. ed. d'Apost. Zeno, T. II. p. 71 ss. — Auch findet man das vornehmste davon in Niceron's Leben des Castelvetro erzählt. — E.]

Pembrokisches Kabinet. Zu Wilton in England. Die Statuen dieses Kabinets hat Carry Creed auf vierzig Blättern in gr. 4., aber schlecht, geätzt. Vier davon werden einem alten griechischen Meister, Kleomenes, beigelegt; über welches, und andere betrügliche Vorgeben dabei, Winkelmann spottet. Gesch. d. K. Vorr. S. XIV.

Eine Beschreibung von Wilton, und den dortigen Sammlungen von Alterthümern und Kunstsachen, findet sich in einem englischen Buche, das den Titel hat: Six Week's. (S. London-Magazine, April 1768.) Von der Statue der Venus in dem Vorhofe heißt es: it is the same as was set up before the temple of *Venus Genetrix*, by *Julius Caesar*. Das glaube sonst einer!

Eine Abnehmung vom Kreuze von Albrecht Dürer daselbst wird sehr gelobt: it consists of eleven figures of the most capital expression. The bloody body of Christ is wonderfully painted. — It is by far the greatest work I have seen of this master's, and which ranks him with the greatest of painters.

[Von der in ihrer Art äußerst schätzbaren Gräfl. Pembrokischen Antiken- und Gemäldesammlung, die an Menge und Schönheit außer Rom und Florenz schwerlich ihres Gleichen hat, und zu Wiltonhouse in der Grafschaft Wiltshire befindlich ist, giebt es mehrere Beschreibungen. Die erste gab ein Italiener, Gambarini von Lukka,

zu London 1731. 8. heraus. In eben dem Jahre noch erschien ein englisches Verzeichniß der dortigen Kunstwerke von Cowdry, die zu Florenz, 1754, 12. ins Italienische übersetzt wurde. Von den Münzen erschien 1746. Fol. ein besonderes Verzeichniß, Numi Pembrokiani betitelt; und von den Statuen lieferte Carrey Creed 70 Blätter in 4. in Perrier's Manier geätzt. Die bekannteste Beschreibung ist die von James Kennedy, die 1758. 8. zuerst gedruckt wurde, und von der ich die im J. 1774 gelieferte sechste Ausgabe vor mir habe. In eben diesem Jahre machte Kennedy auch eine größere Beschreibung in Quart unter eben dem Titel, wie jene kleinere bekannt, die vor dieser weiter nichts voraus hat, als 25 Kupfer von den merkwürdigsten Stücken, und eine vorangesetzte Nachricht von dem ersten Sammler derselben, Thomas Grafen von Pembroke, der zu Anfange dieses Jahrhunderts das Beste aus den Sammlungen der Kardinäle Richelieu und Mazarin, des Prinzen Giustiniani, des Grafen Arundel und Valetta, zusammenkaufte. Mit größerer Einsicht und Kritik aber, als Kennedy's Arbeit, ist folgende Nachricht von dieser Sammlung geschrieben, die von allen die beste ist: *Aedes Pembrokianae;* or a Critical Account of the Statues, etc. — — of Wilton-House, formed on the Plan of *Spence's* Polymetis — — By *Richardson;*

Lond. 1774. 8. — Auch in der von Lessing angeführten Six Week's Tour, p. 159 ss. in dem Buche, The English Connoisseur, Vol. II. p. 118. u. a. m. findet man Nachrichten von dieser Kunstsammlung. S. auch Dr. Volkmann's Neueste Reisen durch England, Th. I. S. 477 ff. Nach seiner Angabe besteht die ganze Sammlung gegenwärtig aus 56 Statuen und Gruppen, 173 Büsten, einer Menge von Basreliefs, Altären, Vasen, Sarkophagen, Gemälden u. s. f., und füllt nicht weniger als achtzehn Zimmer.

Es ist nicht bloß eine Statue der Venus, sondern eine 13½ Fuß hohe Säule von ägyptischem weißen Granit, worauf eine Statue der Venus befindlich ist. Alle oben angeführten Beschreibungen, den einzigen Richardson ausgenommen, nennen dies Kunstwerk als das erste und vornehmste, und geben vor, die Säule habe ehedem in Rom vor dem Tempel gestanden, den Julius Cäsar der Venus Genetrix weihete; die alte Statue sey zwar noch darauf befindlich gewesen, aber sehr beschädigt, und der Graf Arundel, der ehedem diese Säule besaß, habe die gegenwärtige Statue, nach den Maaßen und Verhältnissen der alten geformt, darauf setzen lassen.

Richardson, wie gesagt, ist der einzige unter den Beschreibern dieser Sammlung, der in seinem oben angezeigten Werke diesem Vorgeben

widerspricht. Evelyn, sagt er, der diese Säule zu Rom für den Grafen Arundel kaufte, wurde mit jenem Vorgeben von den italienischen Antiquaren hintergangen, die ihn versicherten, Cäsar habe die Säule und Statue aus Ägypten mitgebracht, wo sie der morgenländischen Göttin Astarte, die mit der griechischen Venus einerlei gewesen, sey errichtet worden. Dies letztere zu bestätigen, berief man sich auf eine an der Säule befindliche Inschrift, die man beim Kennedy u. a. nachsehen kann. Richardson erinnert dagegen: daß der Granit nicht ägyptisch, nicht roth noch schwarz, sondern italienisch, weißlich mit kleinen schwärzlichen Flecken sey; daß die Säule höchst wahrscheinlich zu einem kleinen römischen Tempel gehört habe; daß die Inschrift gewiß sey untergeschoben worden, wie man aus den Schriftzügen sehe, und daß sich daraus das Wort Astarte nicht anders als äußerst gezwungen herausbringen lasse. Hierzu kommt noch, daß Astarte bloß eine syrische, nicht eine ägyptische Göttin war. Bei dem allen erkennt Richardson diese Säule, ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, für ein schätzbares Denkmal der alten Baukunst. Die Base und das korinthische Kapital sind modern. Die Statue der Venus ist von Blei; und sie hat eine niedergebogene, bescheidene Stellung. Auch dies stimmt mit der antiken Vorstellungsart der Venus Genetrix nicht

überein, von welcher man Larcher's Mémoire sur Vénus (Par. 1775. 8.) p. 227 ss. und Heyne's Antiquar. Auff. I. S. 131 und 160, nachsehen kann.

Von Albrecht Dürer's Abnehmung vom Kreuz s. *Kennedy's* Déscription, p. 99. Die eilf darauf befindlichen Figuren sind: Christus, Maria, Joseph von Arimathia, zwei Männer, Johannes, Maria Magdalena, Maria des Kleophas, Nikodemus, und noch zwei Mannsfiguren. Die Größe des Gemäldes wird nicht angegeben. — E.]

Franz Perrier. Von seinen Statuen, die so viel ich weiß, keine Erklärung bei sich haben, unter denen er auch nicht angiebt, wo die Originale zu finden sind, hat Havercamp in der Vorrede zum Manilli (*Burmann.* Thes. Ital. T. VIII. P. IV.) verschiedene nachgewiesen.

Die Sammlung besteht aus hundert Blättern in kl. Fol. von ihm selbst gezeichnet und gestochen, und zu Rom 1638 herausgegeben. Auf diesen hundert Blättern befinden sich die vorzüglichsten Werke der alten Bildhauerkunst in und um Rom, deren verschiedene von mehr als Einer Seite vorgestellt sind. Der einzige Moses von Michael Angelo (Nr. 20.) ist von neueren Werken darunter, als ein Stück, wie es im Index heißt, vetustatis miraculis annumerandum.

Unter den Blättern selbst steht keine Erklärung,

sondern zum Schlusse ist ein Index beigefügt, welcher die nämlichen Namen der Statuen mit dem Orte, wo sie sich befinden, enthält. In demselben aber steht manches, was ganz ohne Grund ist. Z. E. von dem Centaur, auf welchem ein kleiner Amor reitet, in der Villa Borghese, heißt es: ejusdem opificis, cujus et Laocoon. Also des Agesander, oder eines seiner Gehülfen. Aber woher weiß man das? Aus einer Unterschrift des Centaurs? oder aus der Ähnlichkeit der Arbeit? — Nr. 13. soll der Kaiser Kommodus seyn, als Fechter vorgestellt. Aber Gronov und Smid nennen ihn weit schicklicher einen Antäus. S. des letztern Scena Trojana.

[Die Sammlung des Perrier hat keinen besondern Titel, sondern bloß ein geätztes Frontispiz, wo auf dem Fußgestelle des Wappens des Marquis von Montfort, eine Zuschrift an diesen in lateinischen Versen, und darunter *Franciscus Perrier*, mit der Jahrzahl 1638 steht. Unmittelbar unter dieser: Romae, superiorum permissu; aber ganz unten: à Paris, chez la veufve de deffunct Perrier, u. s. f. Die Blätter sind von ihm selbst gezeichnet und radirt; aber nur unter dem ersten, dem Laokoon, steht der ganze Name des Künstlers; unter den folgenden das Monogramm F B, d. i. *Franciscus Perrier Burgundus*, wie es auch Christ S. 183 deutet.

Man sehe über ihn den Artikel beim Füeßlin, S. 492 der Folioausgabe. Beim Hrn. von Murr (Biblioth. de Peint. p. 214.) finde ich noch eine durch van Dalen und Peter Schenk, zu Amsterd. 1702, Fol. besorgte Ausgabe, und eine Römische, 1645, Fol. angeführt; auch Figures antiques dessinées à Rome, par *Fr. Perrier*, Paris, 8vo. 20 Blätter. — E.]

Perspektiv. Eine Art von Prospekten, in welchen die Perspektiv nicht so genau beobachtet ist, nennen die Italiener Vedute; und Metelli war ihr Erfinder.

Lambert hatte den Anfang von dem gesehen, was ich im ersten Theile der Antiquarischen Briefe von der Perspektiv der Alten gesagt hatte, und schrieb an Hrn. Nicolai auf einem Zettel darüber: „Die Probebogen sind ihres Verfassers und des Lesens würdig. Die Untersuchung über die Perspektiv, ihren ersten Erfinder, u. s. f. könnte lehrreich und wichtig werden. Hr. Lessing hat unstreitig Recht. Euklid's optische Schriften würden damit angefüllt seyn, wenn die Erfindung nicht viel neuer wäre. Albrecht Dürer, ein Deutscher, hat eigentlich das Eis gebrochen, ungeachtet vor ihm Piedro del Borgo etwas darin versuchte. Roger, Baco und Porta waren nahe dabei.“

[Agostino Metelli, geb. zu Bologna, 1609, war als Frescomaler berühmt, und starb zu

Madrid im J. 1660. — Malvasia (Felsina Pittrice, T. II. p. 414.) sagt von ihm: „Fù egli primo inventore di quelle Prospettive, che per non voler regolare con tanta stitichezza d'un solo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi sono state seguite dal *Santi*, dall' *Alboresi*, e più, e con maggior applicazione e fortuna dal *Monticelli*, tutti suoi allievi.“ Übrigens weiß man, daß jetzt die Italiener das Wort *Vedute* eben so allgemein brauchen, als die Franzosen *Vues*, und wir Aussichten oder Prospekte. Wie es scheint, malte Metelli mehr auf den Effekt, als mit ängstlicher Anhänglichkeit an die Regeln der Perspektiv, die beim Frescomalen, besonders an Plafonds, ihre eigene Anwendungsart haben, wobei Genie und Geschmack gewiß eben so sehr, als Studium, wirken. — E.]

Petron. Die Litteratoren sind uneinig, wem die Anmerkungen über den Petron eigentlich zuzuschreiben sind, die sich in der Goldastischen Ausgabe zu Frankf. a. M. 1610. 8. unter dem Namen Georg Erhard's befinden. Denn dieser Georg Erhard ist ein Pseudonymus; und die Verfasser der Hist. Litt. de la France (T. I. P. I. p. 204.) drücken sich sehr falsch aus, wenn sie von gedachter Ausgabe sagen: Une autre à Francfort sur le Mein, avec les observations de divers Savans.

On l'attribue à *George Erhard*; qui s'y est caché sous un nom emprunté. Das heißt, G. Erhard habe sich unter einem erborgten Namen versteckt. Erhard ist vielmehr dieser erborgte Name selbst; und sie haben sagen wollen, daß entweder M. Casp. Lundorp, oder Goldast darunter verborgen liege.

Jenes versichert Joh. Pet. Lotichius; dieses aber war des Daumius Vermuthung, die er in einem Briefe an den Placcius äußerte. (S. des letztern Theatr. p. 256, de Script. Pseudon.) Jenes haben Edlomesius, Baillet, Fabricius, Jöcher, u. a. nachgeschrieben, und es ist die allgemeine Meinung geworden; dessenungeachtet halte ich dieses für gegründeter. Worauf sich Daumius selbst gegründet habe, weiß ich nicht; genug, ich gründe mich auf Folgendes:

Erstlich heißt es in der Überschrift des poetischen Kompliments, welches Joh. Ph. Pareus der Ausgabe vorangesetzt hat: Ad *Goldastum*, cum *Petronii Arbitri* Satyricon in lucem ederet, suis aliorumque notis castigatum. — *Suis* notis; also sollen doch Goldastische Noten bei dieser Ausgabe seyn. Welche aber könnten es seyn, wenn es nicht die Erhardischen wären? Es ist wahr, Goldast wird darin selbst verschiedentlich angezogen, und hin und wieder nicht ohne Ruhm. (Als, p. 527, eleganter *Goldastus*, p. 540. 601. 605. 629. u. s. w.) Aber dieses ohne Zweifel nicht sowohl aus Eitelkeit,

als vielmehr, um desto leichter glauben zu machen, daß Erhard und Goldast zwei verschiedene Personen wären.

Zweitens zeigt sich in den Erhardischen Noten eine große Belesenheit in den Schriftstellern der mittlern Zeiten, und besonders in den alten deutschen Dichtern des schwäbischen Jahrhunderts. Von wem aber ist diese wohl eher zu vermuthen, als von Goldast? Oder vielmehr, wer anders, als Goldast, hatte den Gebrauch dieser damals so unbekannten Schätze?

[Es ist so gut als ausgemacht, daß die angeführte Ausgabe des Petron, und die dabei unter dem Namen Georg Erhard befindlichen Noten, von keinem andern, als von Goldast, sind. Auch sagt Placcius am angef. Orte nur, daß Lotich die vor dieser Edition befindlichen ὁμολογουμενα s. Elogia, testimonia et judicia de Petronio dem Lundorp vindicirt habe. Auch irrt Lessing sich, wenn er den Fabricius unter diejenigen setzt, welche diese Ausgabe Petron's dem Lundorp beilegen. Er eignet sie vielmehr geradehin dem Goldast zu, und führt als Beweise davon gleichfalls die vor der Ausgabe stehenden Glückwünsche des Pareus und Althus an; außerdem aber noch einen, auch von Burmann gebrauchten, und ohne Zweifel noch bündigern Grund, daß nämlich in der Stadtbibliothek zu Bremen unter den dort befindlichen

Goldastischen Handschriften eine Menge von Anmerkungen über den Petron aufbewahrt werden, unter welchen alle diese unter dem Namen Erhard's jener Ausgabe beigefügten, und noch weit mehrere, vorkommen. S. *Fabricii* Biblioth. Lat. L. II. c. XI. — Übrigens ist diese Ausgabe in der Folge Lugd. 1618. Francof. 1621. 8. und Genevae, 1629. 4. wiederholt worden. Fabricius beschreibt ihre Einrichtung umständlich. — E.]

Oktavius Petruccius aus Fossombrone soll zuerst den Druck musikalischer Noten erfunden haben. Ich lerne dieses aus einem Buche, wo man es schwerlich suchen sollte: aus des *Thomae Actii* Forosempronienfis de Ludo Scacchorum in legali methodo tractatu, welcher zu Pesaro 1583 in 4. gedruckt, und auch dem Oceano Juris mit einverleibt ist. Dieser Actius lehrte die Rechte um diese Zeit zu Pesaro; und sein Werk beschreibe ich an einem andern Orte. (S. Schachspiel.) Da nun, wo er von der Erfindung jenes Spiels handelt (Quaest. III.), gedenkt er §. 8. der Ehre, welche ehedem den Erfindern überhaupt erwiesen worden, und sagt: Unde inventores alicujus rei olim inter deos collocabantur, ut tradit *Vincentius Castellanus*, doctissimus praeceptor meus in humanioribus literis, in suo opusculo de nobilitate civitatis Forosempronii; quod ser-

vatur in archivo civitatis praedictae, ubi refert, *Octavium Petrucium* Forosempronianum adeo valuisse ingenio et usu, ut primus omnium excogitarit rationem ad imprimendas plumbo notas musices; quae res postea magnum mortalibus omnibus attulit commodum. Von dem Drucke der musikalischen Noten ist doch wohl hier unstreitig die Rede. Denn obschon die Worte allenfalls auch von der Art und Weise zu verstehen seyn könnten, die Noten in zinnerne oder bleierne Tafeln zu stechen, und so abzudrucken: so würde dieses doch nur eine sehr kleine Erfindung des Petrucci gewesen seyn, von der es sich schwerlich der Mühe verlohnt hätte, so viel Aufhebens zu machen.

Nun wäre zu untersuchen, wann dieser Oktavio Petrucci gelebt habe, und wer er gewesen sey. Ob ein Buchdrucker, oder sonst ein Künstler oder Gelehrter. Auch ist, so viel ich weiß, das Werk des Castellanus, de Nobilitate civitatis Forosempronii, nie gedruckt worden. Bis ich also dieses erfahre, will ich mir auf allen Fall die alten Drucke anmerken, in welchen sich musikalische Noten finden. Z. E. Flores Musices omnis cantus Gregoriani. Impressum Argentinae per *Jo. Pryss*, 1488. 4. (W. B. 399. 7. Th. 4.) — Musices non inutile Compendium. Impressum Venetiis, 1498. 4. per *Jo. Bapt. Sessam*. (69. Quodl. 4.)

[Um den hier berührten Gegenstand, die Erfindung des Notendrucks, besser erörtern zu können,

befragte ich den um die große Verbesserung derselben so sehr verdienten, und in typographischen Alterthümern so vorzüglich erfahrenen Hrn. Breitkopf in Leipzig darüber, und theilte ihm den von Lessing bemerkten litterarischen Umstand mit. Ich erhielt von seiner Freundschaft folgende Antwort:

„Ich kenne das Buch nicht, welches Hrn. Lessing den Ottavio Petrucci bekannt gemacht hatte; aber wohl den Mann, dem die Erfindung der gegossenen Musiknoten darin zugetheilt ward; doch aus einer andern Quelle, aus *D. Giacinto Gimma* Idea della Storia dell' Italia Letterata, wo T. II. c. 50. Art. 9. delle Stamperie Italiane, p. 829, gesagt wird: „Le Note di Musica s'intagliavano prima, e le file delle righe nel legno in maniera, che, stampata una righa, non valeva più nulla; vuole *Tomaso Azzio* da Fossembrone, che *Ottavio Petrucci* della sua patria sia stato il primo, che formò le note di stagno con diverse misture, come lettere, atte a potersi mettere e distribuire sopra e frà le righe, e dove bisogna." — Da ich dies Buch selbst nicht gesehen habe, das 1723 in zwei Theilen in 4. in Venedig gedruckt ist, so kann ich das Jahr nicht bestimmen, wann dieser Petrucci die Erfindung gemacht haben soll. Aus der Angabe aber, daß seine Erfindung gleich auf den Noten-

druck in Holzschnitt gefolgt seyn soll, muß es in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fallen, und eben die Art von Choralnoten gewesen seyn, die noch in den Chören der katholischen Kirchen gesungen werden, und vorher in Holz geschnitten worden waren. Vermuthlich aber ist es nur zu verstehen, daß er dergleichen Noten, die wie andere Schrift gegossen waren, zuerst in Italien gebraucht habe; denn dies ist bei ähnlichen Fällen eben so auszulegen gewesen. Wenigstens wird in einem musikalischen Werke: Melopojae sive Harmonia Tetracenticae etc., welches Erhard Oglin in Augsburg 1507 gedruckt hat, in der Unterschrift eben dies zu seinem Lobe gesagt:

Inter Germanos nostros fuit Oglin Erhardus,
Qui primus nitidas pressit in aere notas. etc.

Diese italienischen Nachrichten sind überhaupt schwankend. Eben der Gimma sagt an eben dem Orte, etliche Zeilen nachher, daß ein Girolamo Lunardo versichere, ein Giambatista Raimonti, ein Cremoneser, habe zur Zeit des Pabstes Innozenz X. die Noten zu drucken erfunden, die bei der Feier des Gottesdienstes gebraucht würden; welches eben dieselben, doch von größerer Art, sind; und dies fiele erst in die Mitte des 17ten Jahrhunderts. — Hingegen eignet Lanzilotti, in dem Traktate, L'Oggidì, ovvero gl'Ingegni Moderni non inferiori a

i passati, der zu Venedig 1624. 8. gedruckt worden, eben diese Erfindung des Petrucci einem Franzosen, Antoine Gardane, zu, der in Venedig als Musikus und Buchhändler, um 1587 bis 50, lebte."

„Fournier der Jüngere, ein gelehrter Schriftgießer zu Paris, schrieb 1765 einen Traité Historique sur l'Origine de caractères de fonte pour l'impression de la Musique, in 4. Er handelt aber darin nur von den französischen Notendrucken."

So weit Hr. Breitkopf. Ich bemerke dabei nur noch, daß Gimma sich auf eben den Azzio oder Actius, in Ansehung der Nachricht vom Petrucci, als Erfinder des Notendrucks bezieht. Von diesem letztern habe ich bisher nichts weiter auftreiben können.

Mattheson bemerkt in seinem Vollkommenen Kapellmeister, S. 58., aus dem Vigneul de Marville, es habe Sanlecque, der zu Paris 1660 gestorben sey, die ersten Drucknoten in Frankreich aufgebracht. Ich will die ganze Stelle aus den Mélanges d'Hist. et de Litt. T. I. p. 81. hierher setzen: „Durant la ligue *Jaques de Sanlecque*, cadet de plusieurs frères, âgé d'environ quatorze ans, vint à Paris, et porta les armes, qu'il quitta sur la fin de la guerre. Par hazard, aïant vû travailler à des caractères d'imprimerie, il s'y appli-

qua, et devint très-habile dans cet art. — C'est encore lui, qui a fondu les premiers caractères de Musique, que nous aïons eu en France, avec les Règles, à la sollicitation d'un Maître de la Musique du Roi, pour qui il avoit beaucoup de considération." Hier wird aber 1659 als sein Sterbejahr angeführt.

Fournier, in der von Hrn. Breitkopf gedachten Schrift, nennt einen Pierre Hautin, Kupferstecher, Schriftgießer und Drucker in Paris, ums Jahr 1525, als denjenigen, der die ersten Kegel zum Notendrucke dort verfertigt habe.

Hawkins in s. Hist. of Music, Vol. III. p. 55. glaubt, daß sich die ersten Spuren vom Notendruck in den zu Mailand gedruckten Werken des Franchini finden, nur daß diese Noten noch in ganzen Linien, nicht aus einzelnen Schriftzeichen, gedruckt sind, welches in den von Lessing angeführten Beispielen wohl ohne Zweifel auch der Fall seyn wird. Den Deutschen hingegen legt Hawkins, ohne jedoch Beweis zu führen, die Erfindung der beweglichen Notenschriften bei, und glaubt, sie sey unter ihnen schon um das Jahr 1500 zu großer Vollkommenheit gelangt. Der Angabe beim Mattheson widerspricht er aber, weil die musikalischen Werke des Claude le Jeune, die 1603 und 1606 in Paris herauskamen, schon so gedruckt wären, und durch ihre

Eleganz schon merkliche Fortschritte in diesem Drucke verriethen. In England ging es damit langsamer; und Hawkins beschreibt die ersten Versuche dieser Art, und ihre allmäligen Verbesserungen.

Erhard Oeglin (Ocellus) wird auch von Hrn. von Stetten in s. Kunstgeschichte von Augsburg, S. 38, als ein dortiger Buchdrucker erwähnt, welcher der erste gewesen, der zu Augsburg 1514 mit hebräischen Buchstaben gedruckt habe. Von seinem Notendruck aber sagt Hr. v. Stetten nichts, ob er gleich S. 42 f. auf denselben kommt, und verschiedene von den ersten Holzschnitten anführt. Dagegen bemerkt er, daß in den Salmingerischen Cantionen, von welchen die ersten im J. 1539 bei Philipp Ulharden herauskamen, manche mit gegossenen, ordentlich zertheilten, und beweglichen Noten gedruckt sind. — E.]

Philoktet. Meine Vermuthung, daß Philoktet unter dem claudicante beim Plinius gemeint sey (s. 2. Bd. S. 146.) steht, wie Riedel in seinen Anmerkungen sagt, bereits beim Gronov über den Statius, S. 285, „aber nur mit zwei Worten ganz verächtlich hingeworfen, nicht in dem hohen kritischen Tone, wie im Laokoon."

Ich soll Gronov's Statius noch zum erstenmal in die Hände nehmen, und bin mir sehr bewußt, daß ich meine Emendation Niemanden zu

danken habe. Doch dessenungeachtet könnte mir Gronov zuvorgekommen seyn; und ich muß nachsehen.

[In der Note***) zu S. 146. des Laokoon wird die Stelle des ältern Plinius, L. XXXIV. sect. 19, angeführt, wo von dem Bildhauer Pythagoras Leontinus verschiedene vorzügliche Kunstwerke angeführt werden, und es unter andern heißt: Syracusis autem (fecit) *claudicantem*, cujus ulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Lessing führt Gründe an, welche das *claudicantem* verdächtig machen, und liest anstatt desselben *Philoctetem*, oder hält, wie er sagt, wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichbedeutende Wort verdrängt worden, und man beides zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. „Sophokles, setzt er hinzu, „läßt ihn *στιβον κατ' ἀναγκαν ἑρπειν*, und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte." — Ich weiß nun zwar nicht, wo Riedel seine oben gedachte Erinnerung vorgebracht hat. In seiner Theorie d. sch. W. finde ich sie nicht; vielleicht war es in den Jenaischen Gelehrten Zeitungen. Sie hat aber ihre Richtigkeit, obgleich Lessing hier, ohne es zu wissen, mit Gronov zusammentraf; denn sonst hätte er gewiß die Autorität solch eines Kunstrichters nicht unbenutzt gelassen. Gronov

führt nämlich in seiner sehr selten gewordenen, und mir, nach vielem vergeblichen Aufsuchen, durch die Freundschaft des Hrn. Hofr. Wernsdorf in Helmstädt mitgetheilten Diatribe in P. Papinii Statii Silvarum Libros V. (Hag. Com. 1637. 8.) S. 285, die Stelle des Plinius in einer andern Absicht an, und muthmaßt zwar nicht, wie es scheint, das *Philoctetem* für *claudicantem* zu lesen, sondern nur, daß jener unter diesem zu verstehen sey. Denn er äußert seine Vermuthung bloß in einer Parenthese: Leontinus Syracusis fecit claudicantem (*an Philoctetem?*) cujus ulceris, u. s. f. — E.]

Philotas. In meinem kleinen Trauerspiel dieses Namens ist der Zug wegen des kurzen Schwertes nicht sowohl aus dem Lohenstein, im Arminius, als aus dem Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum gladium sibi esse, adde, inquit, gradum.

Solch ein junger Held, wie Philotas, war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem sein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienser einbrechen sah, zurief: *η τη δυναμει προσθες, η του φρονηματος υφες*: entweder mehr Kräfte, oder weniger Muth. (*Plutarch.* in Laconicis.) — Deßgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneca in seinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem

captus sum, servire tamen nolo. Verum cum paullo post juberetur servili fungi ministerio, illisum parieti caput rupit. (Ep. 77.)

[Die Stelle ist im achten Auftritte des Philotas, wo ihm Strato statt seines ihm abgenommenen Schwertes ein anderes bringt, und Philotas sagt: „Ein wenig zu kurz scheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind, ersetzt, was ihm an Eisen abgeht!“ — Die erste ähnliche Stelle beim Plutarch ist unter den Apophthegmen der Lacedämonierinnen: (Opp. T. II. ed. Xyl. p. 241.) Ἀλλη προς τον υἱον λεγοντα, μικρον ἐχειν το ξιφος, εἰπε, και βημα προσθες. — Ich weiß nicht, ob irgend ein Kunstrichter etwa geglaubt haben mag, Lessing habe jenen schönen Zug in seinem Philotas aus dem Lohenstein entlehnt; oder ob, wie mir's fast wahrscheinlicher ist, Lessing einen ähnlichen Gedanken im Arminius gefunden, und ihn dort angebracht, nachher aber entdeckt habe, daß er mehr mit dem beim Plutarch zusammentreffe. — Lohenstein verdient freilich mehr Achtung und Aufmerksamkeit, als man ihm, seit Gottsched und andere ihn verriefen, zu schenken pflegt; und in seinem Arminius sind wirklich einige schöne Stellen, und einzelne treffliche Züge. Vergl. die Litteraturbriefe, Th. XXI. S. 139 ff. — Man hat einen Arminius Enucleatus, d. i. des unvergleichlichen

Dan. Casp. v. Lohenstein herrliche Realia, köstliche Similia, u. s. f. von J. C. Männling; Starg. und Leipz. 1708. 2 Theile, 8.; die Sammlung ist aber zu groß, und man muß manche Schale unter den Kernen fürlieb nehmen. — E.]

Physiognomie. *Jo. Val. Merbitzii* de Varietate Faciei Humanae Discursus Physicus; Dresdae 1676. 4. enthält mancherlei Gutes. Er nimmt nur acht Theile des Gesichts, und zwölf Haupttheile an, aus welchen er durch die Kombinationen eine erstaunliche Menge von Varietäten herausbringt. Die zwölf Hauptgesichter sind:

Fünf, in Ansehung der Linie, welche das Profil macht:

1. facies prona; | das schönste.
2. — declinans; / wo die Stirn vorragt.
3. — reclinans; \ wo der Untertheil des Gesichts vorliegt.
4. — procurva;) das schönste nächst Nr. 1.
5. — recurva; (das häßlichste von allen.

Und sieben in Ansehung der Eintheilung:

6. Facies in tres aequales partes distributa; von den Haarwurzeln auf der Stirn bis zu dem Zwischenraum der Augenbraunen; von da bis zur Spitze der Nase; und von hier bis ans Kinn.
7. 8. 9. wo das, was dem einen Theile abgeht, nur Einem Theile zugelegt worden; entweder

7. der Stirn, welches nach Nr. 6. das beste ist; oder
8. der Nase; oder
9. dem untern Theile; das häßlichste.
10. 11. 12. oder wo das, was dem einen Theile abgeht, den anderen beiden zugelegt worden; entweder
10. der Stirn und der Nase: erträglich, und macht ein satyrisches Gesicht; oder
11. der Nase und dem Untertheile: das abscheulichste von allen; oder
12. der Stirn und dem Untertheile: das Mohrengesicht.

Die acht Theile des Gesichts sind ihm: frons, oculus, tempora, nasus, malum (der ganze Untertheil), bucca, labia, mentum. — Plinius (L. VII. c. 1.), wo er von der Verschiedenheit der menschlichen Gesichtsbildung handelt, leitet sie aus zehn oder mehr Stücken her, die er aber nicht namhaft macht: „in facie multaque nostra, cum sint decem vel plura membra."

Auch Gualterus Rivinus in seinem Eigentlichen Bericht der vornehmsten der Architektur angehörigen mathematischen und mechanischen Künste; Nürnberg 1547. Fol. handelt unter anderen von der Physiognomie, und soll besonders von den Augen, wie Merbitz, S. 24, sagt, sehr gute und scharfsinnige Anmerkungen machen. — Es ist dieser Rivinus der Übersetzer des Vitruv;

und dieses sein Werk ist gleichsam der zweite Theil der Übersetzung.

Joh. Baptista Porta hat nicht allein eine lateinische Physiognomie in vier Büchern geschrieben, deren Neapolitanische Ausgabe sehr fehlerhaft, die zu Hanau 1593. 8. aber verbessert ist; sondern auch Phytognomonica, in acht Büchern: quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur. Francof. ap. Wechel. 1591. 8.

Auch gehört hierher: *Alex. Achillini* de Subjecto Physiognomiae et Chiromantiae; in Opp. fol. 148.

[Schon früher, als die Forschung der Physiognomie, besonders durch die Lavater'schen Fragmente, so viel Sensation in Deutschland machte, hatte Lessing sie gelegentlich zu seinem Studium gemacht; und schon seine Übersetzung des Huarte, dessen erste Ausgabe im J. 1752 herauskam, scheint ihn auf dies Studium und manche damit verwandte Untersuchungen, geleitet zu haben. Über die obigen Materialien ließe sich mancherlei bemerken; ich schränke mich aber bloß auf das angeführte Werk des Rivinus ein, welches noch immer einige Aufmerksamkeit verdient. Was davon hierher gehört, steht Bl. XXIX bis XXXVI, und hat die Überschrift:

Der ganzen Physiognomia kurtzer außzug, souil den künstlichen Malern vnd Bildhawern, vnd allen dergleichen künstlichen arbeitern von nöten, dardurch eyns yeden Menschen eygenschafft vnd art, der sitten vnd gemüts, nit allein erlernet vnd eygentlichen geurteilet werden mag, sondern ein yedes bild darnach, mancherley weise, von künstreichen Bildhawern gebildet vnd formiret werden sol, nach erheischung yetlicher bilder art vnd weise, natur vnd eygenschafft. Von den Augen redet er am umständlichsten, in Rücksicht auf ihren sittlichen Ausdruck, sowohl überhaupt, als besonders in Ansehung der Augensterne, Augenlieder und Augenbraunen, und zuletzt von ihrer Farbe. Dabei verweist er auf ein besonderes Büchlein von der Augen Arzney, worin er dies alles noch umständlicher ausgeführt habe. Er selbst aber gesteht, daß er meistens dem Aristoteles und dem Adamantius gefolgt sey. Am Schluß dieses Abschnitts sagt er: „Solchs aber sey dieses orts von der bildhawerischen vnd malerischen Phisiognomi gnug gesagt; welcher aber begerte weiter zu wissen, der mag hierüber vnsere große Phisiognomie lesen." Rivinus, der eigentlich Ryff hieß, und Arzt zu Straßburg war, muß also auch noch ein eigenes Werk über die Physiognomie geschrieben haben,

obgleich weder Jöcher noch Kestner es mit anführen. Er war überhaupt ein großer Vielschreiber, aber auch einer der ärgsten Ausschreiber seiner Zeit. Man sehe *Thomas.* de Plagio Literario, §. 196. s. — E.]

---

de St. Pierre. Dieser bekannte Abbe' soll auch ein Buch sur la Pureté de la Religion hinterlassen haben, welches nie gedruckt worden, woraus aber Voltaire in seinen Questions sur l'Encyclopédie unter dem Artikel Symbole sein Glaubensbekenntniß anführt; wenn dies anders Voltaire nicht selbst gemacht hat.

[Man findet dies Glaubensbekenntniß in der Gothaischen Ausgabe von Voltaire's Werken, B. XLIII. S. 266 f. — Voltaire sagt zwar, er liefere es, tel qu'il est écrit de sa main dans son livre sur la pureté de la religion, lequel n'a point été imprimé, und versichert, er habe es sehr getreu abgeschrieben; indeß ist es höchst wahrscheinlich von ihm selbst verfertigt. Am Ende setzt er hinzu: Nous rapportons historiquement ce symbole de l'Abbé de *St. Pierre*, sans l'approuver. Nous ne le regardons que comme une singularité curieuse; et nous nous en tenons, avec la foi la plus respectueuse, au véritable symbole de l'Eglise. — E.]

Planeten. Daß die Alten nur fünf Planeten gezählt, indem sie Sonne und Mond nicht mit darunter gerechnet haben, erhellt aus dem Hygin, welcher das Kapitel im zweiten Buche, wo er von den Planeten handelt, de *quinque* stellis überschreibt, und deren auch in dem Kapitel selbst nicht mehr anführt. — Dieses ist unter andern auch wegen alter Steine zu merken, auf welchen fünf Sterne vorkommen, die daher nicht unrecht für Planeten zu nehmen sind. S. *Ficoroni* Gemmae Litteratae, p. 6. Tab. I. 15. II. 9.

[Es ist das 42ste Kapitel in Hygin's Poët. Astron., welches de quinque stellis überschrieben ist, und worin bloß vom Jupiter, Saturn, Mars, von der Venus und vom Merkur, gehandelt wird. Dagegen aber ist beim ältern Plinius L. II. c. 6. de *septem* Planetis überschrieben, und es heißt da gleich Anfangs: Inter hanc (terram) coelumque eodem spiritu pendent, certis discreta spatiis, *septem* sidera, quae ab incessu vocamus *errantia*, quum errent nulla minus illis. Dalechamp macht bei dieser Stelle die Anmerkung, die siebenfache Zahl der Planeten sey schon von den Chaldäern festgesetzt worden; Ptolemäus hingegen und Theon hätten Sonne und Mond nicht mit unter die Planeten gezählt. Vergl. *Aristot.* de Mundo c. 2., wo gleichfalls sieben angegeben werden. Überhaupt gelangten die Griechen, wie

Goguet, B. II. S. 101. der Übers. zeigt, erst spät zur Kenntniß der Planeten. Seneka sagt: (Natural. Quaest. VII. 3.) Democritus, subtilissimus antiquorum omnium, suspicari ait se, plures stellas esse quae currant: sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, nondum comprehensis *quinque* siderum cursibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit. Eudoxus aber lebte ungefähr 400 Jahre vor Chr. Geb. — Man kann aber wohl nicht behaupten, daß die Alten durchgängig nur fünf Planeten angenommen hätten, sondern nur zuweilen; und dies wäre denn auch schon hinlänglich, die auf einigen Gemmen vorkommenden fünf Sterne für jene fünf Planeten zu nehmen, vornehmlich, wenn sich dabei vermuthen oder voraussetzen ließe, daß das Hauptsubjekt der Gemme, oder die ganze Bestimmung derselben auf die Gottheiten der Sonne und des Mondes schon für sich Beziehung hätten.

Hierher gehört: Thesaurus gemmarum antiquarum *astriferarum*, quae e compluribus Dactyliothecis selectae aen. tabb. CC. insculptae obss. illustrantur — — interprete *J. B. Passerio*, cura et stud. *A. F. Gorii.* Florent. 1750. 3 Voll. fol. — E.]

Plasma di Smeraldo. So nennen die Italiener einen seltenen Stein, welcher die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds ist. (Winkelm. Anmerk. z. Gesch. d. K. S. 18.) — In der Dactylioth. Zanett. p. 17, finde ich ihn *Prasma* di Smeraldo geschrieben. — Die Alten schnitten tiefe und erhabene Figuren darauf; und es muß große Stücke davon geben, weil Winkelmann a. a. O. sagt, daß man einige daraus zusammengesetzte Tischblätter im Pallaste Corsini finde.

Es ist ohne Zweifel eben der Stein, den Vogel, S. 145, Smaragdpras, Smaragdites, nennt, der nur halb durchsichtig ist, und farbige Punkte und Streifen hat. (S. Smaragd.) — In meinen Antiquarischen Briefen (Br. XXV.) habe ich das Wort Prasma näher erklärt, und gezeigt, daß es nichts anderes, als der Prasius oder die gemma prasina der Alten sey.

Dingley sagt, man finde im Plasma die meisten alten geschnittenen Steine, nächst dem Beryll. Er erklärt das Plasma durch den schönsten Smaragd, und beschreibt ihn gleichwohl von der Farbe stehenden Wassers, manchmal mittelmäßig klar, aber meistens voll schwarzer und weißer Farben, und m hr undurchsichtig. Was muß der Mann für einen B griff vom Smaragd gehabt haben? Den gewiß nicht, den Plinius davon macht. In Prasiern mögen wohl genug geschnittene Steine vorhanden gewesen seyn; aber wahrlich nicht im Smaragd.

Die alten grünlichen geschnittenen Steine werden wohl alle, oder meistens, Malachiten seyn.

[Herr Brückmann stimmt in der neuen Ausg. s. Abhandl. von Edelsteinen, S. 182, der Lessingschen Vermuthung bei, daß die Alten unter den Prasern vielerlei grüne Steine von schlechter Farbe verstanden haben, und das *prasma* aus Vernachlässigung des Punkts über dem *i* beim Abschreiben des Worts *prasina* (gemma) entstanden sey. — Winkelmann's u. a. Erklärung, daß es die Smaragdmutter sey, widerlegt die Erfahrung, weil niemals Smaragde darin sind gefunden worden. Es läßt sich aber, wie Hr. Brückmann in s. Zusätzen S. 132 bemerkt, schwer bestimmen, was Winkelmann eigentlich unter seinem Plasma di Smeraldo verstehe. Ein Kenner hat, wie Hr. Brückmann in der Note erinnert, die von Winkelmann angeführten Tischblätter genau untersucht, und entdeckt, daß sie aus zwei zusammengelegten durchsichtigen Platten von gipsartigem Marienglas, oder feinem durchsichtigen Alabaster bestehen, in deren Zwischenraum eine grüne Masse oder Kütt gebracht ist. Die Ränder sind so wohl verwahrt und eingefaßt, daß man den Betrug nicht leicht entdeckt. — E.]

Plautus. Es ist Zeit, daß ich den Plautus einmal wieder lese. Ich fange heute (den 23. Jun.

1769) mit dem Epidikus an; und hier will ich die mancherlei Anmerkungen eintragen, die ich über die komische Kunst, besonders, in so fern er sie selbst gelegentlich berührt, und über die Alterthümer dabei machen werde.

Es ist ungegründet, daß Plautus sich vornehmlich auf dies Lustspiel viel eingebildet habe. Er läßt zwar in dem Stücke Bacchides (Akt II. Sc. 2. V. 85.) den Chrysalus sagen:

Non herus, sed actor mihi cor odio sauciat.
Etiam *Epidicum*, quam ego fabulam aeque ac me ipso amo,
Nullam aeque invitus specto, si agit Pellio.

Aber dieser Chrysalus, der das sagt, ist ein Knecht, und ein eben so schelmischer, als Epidikus. Dieses Lob eines Stücks, in welchem ein schelmischer Knecht libertatem malitia invenit sua, ist also mehr ein charakteristischer Zug des Chrysalus, als Eigenlob des Dichters; und muß für die Güte des Stücks, oder für die Prädilektion des Verfassers, auf keine Weise angezogen werden.

Akt I. Sc. 1. V. 22. Mich dünkt, hier hat Plautus, eines Einfalls wegen, das Kostume sehr bei Seite gesetzt, und die römischen und griechischen Sitten gänzlich vermengt. Es sind die beiden Knechte, Epidikus und Thesprio, die mit einander sprechen:

— — — — *Ep.* Te volo
Percontari. Operam mihi da; opera reddibitur tibi.
Th. Jus dicis. *Ep.* Me decet. *Th.* Jam tu autem nobis praeturam geris.
Ep. Quem medicis digniorem esse hominem hodie Athenis alterum?
Th. At enim unum a praetura tua, Epidice, abest. *Ep.* Quidnam? *Th.* Scias,
Lictores duo, duo viminei fasces virgarum.

Er gedenkt ausdrücklich Athen's, und gleichwohl auch der Steckenbündel, welche nur in Rom den Gerichtspersonen vorgetragen wurden.

Ebendas. V. 33:
Mulciber, credo, arma fecit, quae habuit Stratippocles.
Travolaverunt ad hostes.

Der Tadel, welchen Camerarius und Lambinus über diese Stelle gemacht haben, ist ganz falsch; aber auch Taubmann's Rechtfertigung taugt nichts. Denn das geht gar nicht auf die Waffen Achill's, die Hektor dem Patroklus abnahm, sondern auf die Homerische Dichtung, daß Vulkan Dinge zu schmieden verstanden habe, die sich freiwillig bewegen können. Von dieser Art müssen auch die Waffen des Stratippokles gewesen seyn! will Epidikus sagen.

Ebendas. V. 50. Diese Stelle ist ein Beweis, wie viel die Alten durch bloße Zeichen auszudrücken verstanden haben, weil dergleichen Zeichen bei ihnen durchaus bekannt waren, welches sie bei uns nicht sind. Thesprio erzählt dem Epidikus, ihr Herr habe ein Mädchen aus den Gefangenen gekauft, und Epidikus will wissen, wie theuer?

Ep. Quot minis? *Th.* Tot. *Ep.* Quadraginta minis!

Thesprio mußte ihm also mit den bloßen Fingern die Zahl 40 weisen können, und das Zeichen davon mußte allgemein bekannt seyn. Jetzt könnten unsere Schauspieler durch Aufhebung ihrer Finger keine höhere Zahl, die allen verständlich wäre, weisen, als bis auf zehn.

[Plautus gehörte zu den Lieblingsschriftstellern des sel. Lessing, und sein Lustspiel, der Schatz, war, wie bekannt, eine glückliche Nachahmung des *Trinummus* jenes römischen Komikers. Auch ist die in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters (Stuttg. 1750. 8.) S. 14 ff. befindliche Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus, von Lessing (s. 10. Bd. S. 150—288), so wie die im zweiten Stücke eben dieser Beiträge abgedruckte Übersetzung der Gefangenen, in deren Vorrede er zu einer vollständigen Übersetzung des ganzen Plautus Hoffnung machte, die ein sehr großer Gewinn für unsere komische Litteratur

geworden wäre. Eben so sehr ist es zu bedauern, daß er die obigen Anmerkungen nicht fortsetzte, und, wie es scheint, seine abermalige Durchlesung des Plautus gar bald wieder einstellte. Die erste dieser Anmerkungen ist wohl gewiß gegründet, obgleich ein Lebensbeschreiber und Ausleger des Plautus dem andern diesen mißverstandenen Umstand nachgesagt hat. — Auch die zweite hat allerdings Grund; wiewohl sich mehrere Stellen der Art anführen ließen, in welchen Plautus mehr an seine römischen Zuschauer, als an seine nach Griechenland verlegte Scene gedacht zu haben scheint. — Bei der dritten Stelle: Mulciber, credo, u. s. f. hatten Camerarius und Lambinus angemerkt, daß Plautus hier aus Gedankenlosigkeit oder Vergessenheit gefehlt habe, weil die Waffen Achill's, die Hektor vom Patroklus erbeutete, nicht als vom Vulkan verfertigt angegeben würden. Nicht aber Taubmann, sondern Douza, den Taubmann auch ausdrücklich anführt, erinnerte dagegen, daß hier ein unwissender Knecht rede. Was Lessing dawider bemerkt, ist schon vom Muretus erinnert, der sich dabei auf *Aristot.* L. I. Polit. c. 4. beruft. Mir scheint indeß diese Stelle einer noch bessern Erklärung fähig zu seyn. Sie scheint die Ableitung zu bestätigen, welche Servius beim Virgil (L. VIII. Aen. v. 414.) von dem Namen *Vulcanus* macht.

Vulcanus, sagt er, ignis est, et dicitur Vulcanus, quasi *Volicanus*, quod per aërem *volet*, ignis enim e nubibus nascitur. Oder vielmehr scheint die Flüchtigkeit des Feuers überhaupt den Namen *Volicanus*, vielleicht auch *Volitanus*, veranlaßt zu haben. Und so wäre die Anspielung in dem Worte *transvolarunt* desto treffender. — Daß man bei der letzten Stelle an die Fingerzählung der Römer denken müsse, haben schon mehrere Ausleger bemerkt, und es kommen mehrere dahin gehörige Stellen beim Plautus vor; z. B. Mil. Glor. Act. II. Sc. 2. v. 49. Über die Verfahrungsart bei dieser Zählung sehe man *Jo. Nicolai* Tr. de Siglis Veterum (L. B. 1703. 4.) p. 90 ss., wo auch mehrere alte und neue Schriftsteller darüber nachgewiesen werden. Die Zahl vierzig wurde dadurch ausgedrückt, daß man die innere Seite des Daumens an die äußere des Zeigefingers der linken Hand legte. Man weiß, daß bei den Italienern und Spaniern die Fingersprache noch jetzt üblich ist. Daher heißt es z. B. in der Geschichte des Bruders Gerundio von Campazas, übers. S. 6: „Da ich sagte: solche, zog ich alle meine Fingerspitzen ganz enge zusammen, eben so, wie man gewöhnlich von einer Menge spricht.“ — E.]

Poesie. Von ihrer Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit der Malerei, von dem Einflusse und der Verbindung der einen mit der andern, zu meinem Laokoon, ist nachzusehen: *Bogisl. Balbini*, in Quaesitis Orat. et Verisimilibus; ubi docet, utile, immo necessarium esse meditanti poëtae, inspicere gestum, vultus, habitum, mores, et alia pictorum artificio in tabula scite repraesentata.

Zur Geschichte der alten deutschen Poesie wäre vielleicht eine Handschrift wichtig, die zu Thorn auf der Bibliothek befindlich ist. Sie ist von Gottfr. Zamelius, der Bürgermeister in Elbingen gewesen, und hat den Titel: Germania Celtica Rediviva, lingua, literis, metro: Das uralte deutsche poetisirende Deutschland, in drei Büchern; als: 1) durch Rede- und Sprachwesen; 2) durch Lehr- und Schreibwesen; 3) durch Sing- und Reimwesen. 1667. — Dem Titel nach könnte manches Gute darin stehen. (v. *Petr. Jaenichii* Notitia Biblioth. Thornens. p. 35. Jenae 1723. 4.)

[Die oben angeführten Schriften des Bogisl. Balbinus heißen, wie ich im zweiten Bande seiner Bohemia Docta (Prag. 1776. 78. 2 Voll. gr. 8.) p. 23 s. finde: Verisimilia humaniorum disciplinarum; Prag. 1666. 8. Quaesita Oratoria; ib. 1677. 8. Beide sind auch zu Augsburg, 1710 u. 1711. 8. nachgedruckt worden.

Gottfried Zamel, dessen oben erwähnte Hand-

schrift allerdings Aufmerksamkeit verdiente, war, nach dem Jöcher, ein Sohn Friedrich Zamel's; und dieser letztere war gekrönter Poet, und Bürgermeister in Elbingen, von dem man verschiedene lateinische Gedichte hat. Auch jener soll Poet gewesen seyn; und man hat von ihm ein Buch: Studiosus Apodemicus, s. de Peregrinationibus Studiosorum. Auch wird beim Jöcher eine andere von ihm hinterlassene Handschrift: De Rei Literariae Scholarumque in Borussia illustrium Initiis angeführt. — E.]

Primaticcio. Monville in s. Leben des Mignard, S. 4, sagt vom Primaticcio: Il fut attiré en France par François I, qui l'envoya depuis à Rome en 1540, pour acheter des antiques; il en rapporta 124 statues, avec quantité de bustes, et les creux de la colonne Trajane, du Laocoon, de la Venus de Médicis, etc. qu'il avoit fait mouler. On lui donna au retour l'Abbaye de S. Nicolas de Troyes.

Dieses hat Monville zum Theil aus dem Felibien (Entret. T. II. p. 226.), zum Theil aus dem Vasari genommen; welcher letztere aber 125 Stück überhaupt, mit Köpfen und Rümpfen und Figuren zusammen, nicht bloße Statuen allein, angiebt. Die Formen hatte Primaticcio von Giacomo Barozzi da Vignola, und anderen, machen lassen; aber die Venus scheint, nach den Worten

des Vasari, nicht die Venus von Medicis, sondern eine andere Venus im Belvedere gewesen zu seyn. — Auch nennt Monville die Abtei, welche Franz I. dem Primaticcio gab, ganz falsch *de St. Nicolas*, anstatt *de St. Martin*. S. *Malvasia*, Felsina Pittrice, T. I. p. 151.

[Felibien gedenkt am angef. O. unter den vornehmsten durch Primaticcio aus Rom mitgebrachten, und daselbst für den König von Frankreich auf seine Veranstaltung abgeformten Kunstwerken überall keiner Venus, wohl aber der Kleopatra im Belvedere. Unter den Statues de Versailles des Thomassin findet sich indeß N. 39. eine Kopie von dieser letztern, wobei aber bemerkt wird, daß sie durch A. Coyzevox aus Lyon verfertigt sey, der erst im J. 1720 starb. Vom Primaticcio s. den Artikel Abbate. Beim Felibien wird noch von ihm angemerkt, daß er zuweilen auch Boulogne heiße, weil er aus Bologna gebürtig war. — E.]

Protogenes. Monville im Leben Mignard's (Amsterd. 1731. 8. Préf. p. XXVII.) sagt: Pour ne pas risquer d'ensévelir sous les ruines de Rhodes un Peintre, dont l'habileté étoit célèbre, Demetrius Poliorcètes leva le siège de cette ville. Le Prince ne pouvant y mettre le feu par un autre endroit que par celui, où travailloit Protogènes, il aima mieux, au rap-

port de Pline, épargner la peinture, que recevoir la victoire, qui lui étoit offerte. — Das ist falsch. Nicht, um diesen Maler zu schonen, sondern bloß, um ein Gemälde von diesem Maler nicht zu verbrennen, steckte Demetrius Rhodus auf der Seite nicht an, wo er es allein einnehmen konnte. Der Maler selbst arbeitete außer der Stadt, und hatte bei der Belagerung für sich nichts zu befürchten. — Ich habe im Laokoon bereits angemerkt, daß mehrere das Gemälde des Protogenes, welches in der Stadt war, und dessen wegen Demetrius nicht die äußerste Gewalt gegen sie brauchte, mit dem verwechseln, welches er während der Belagerung außer der Stadt malte.

[Plinius (L. XXXV. sect. 36.) redet von dem Jalysus, einem Gemälde des Protogenes, und setzt hinzu: Propter hunc Jalysum, *ne cremaret tabulas*, Demetrius rex, *cum ab ea parte sola posset Rhodum capere*, non incendit; parcentemque picturae fugit occasio victoriae. *Erat tunc Protogenes in suburbano hortulo suo, hoc est, Demetrii castris.* Und bald hernach sagt er: Sequiturque *tabulam ejus temporis* haec fama, quod *eam* Protogenes sub gladio pinxerit. *Satyrus hic est*, quem Anapaumenon vocant, ne quid desit temporis ejus securitati, tibias tenens. Lessing erinnerte daher sehr richtig im Laokoon (s. 2. Bd. S. 247. Anmerk.), daß Meursius,

Richardson und Winkelmann diese Stelle des Plinius deßwegen falsch verstanden hätten, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwei verschiedenen Gemälden daselbst die Rede ist: dem einen, dessen wegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es stand, und dem andern, welches Protogenes während dieser Belagerung malte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr. — E.]

Pulvinar. *Boeclerus* in *Indice Corneliano* ad Cap. II. *Timothei:* „Inter honores divinos *pulvinaria* fuisse, id vero satis constat; de significatu non conveniunt. *Lambinus* lectulos, in quibus deorum statuae collocarentur, exponit; sane plerique aut pro lectulis, in templo stratis, aut pro lecticis apparatis deorum accepere. *Marcellus Donatus* ad *Sueton. Caes.* c. 76. rejectis aliis significationibus interpretatur pulvinaria, quae super lectos stratos in templis ad simulacra numinum sublevanda ponebantur.

Dieses ist die gemeine Bedeutung, die aber von den Auslegern bei dieser Stelle des Nepos unrecht angebracht wird, wie ich unter dem Artikel, Göttin des Friedens, angemerkt habe. Denn pulvinar heißt nicht allein dieses, sondern überhaupt eine Kapelle, ein kleiner Tempel. So sagt Ser:

vius (ad v. 533, L. III. Georg. *Virgil.*) ausdrücklich: *Donaria* proprie loca sunt, in quibus dona reponuntur deorum. Abusive *templa;* nam ita et *pulvinaria* pro *templis* ponimus; cum sint proprie lectuli, qui strati in templis, supervenientibus plerisque, consueverant. Dieses supervenientibus plerisque verstehe ich nicht. War es etwa so? Weil man in den Tempeln doch wohl immer mehr als Eine Bildsäule der Gottheit, die darin verehrt wurde, hatte; gleichwohl nicht mehr als Eine aufgestellt seyn konnte, daß indeß die übrigen auf dem Pulvinar ruhten? Ich erinnere mich hierbei der hetrurischen Götzenbilder, *signa*, die fast alle unter den Fußsohlen einen Zapfen haben, mit welchem sie in den Löchern auf ihren Altären oder Fußgestellen befestigt und aufgerichtet werden konnten; und woraus denn deutlich erhellt, daß sie nicht für beständig aufrecht standen.

[In der Baseler Ausgabe des Virgil (1686. Fol.) p. 312, lautet der Schluß der Erklärung des Servius: quum sint proprie lectuli, qui sterni in quibusdam templis consueverant. Und Lessing's Erklärung fände wohl nur Statt, wenn es in jener, vermuthlich irrigen, Leseart *pluribus* supervenientibus hieße. Herr Hofrath Heyne stimmt dieser Auslegung des Servius bei, daß donaria in der Virgilischen Stelle für templa stehe. Und Hr. Hofr. Voß übersetzt sie:

— — — — und ein Paar unähnlicher Büffel
Zog den Wagen empor zur stiftungsreichen
Kapelle.

In seinem Kommentar sagt er, der Tempel habe eigene Gewölbe zur Aufbewahrung reicher Geschenke und anvertrauter Güter gehabt. Dies verstand er also unter dem sonst etwas dunkeln Beiworte, stiftungsreich. — E.]

Pyrgoteles. „Edictum Alexandri M. quo vetuit, in gemma se ab alio scalpi, quam a Pyrgotele, non dubie clarissimo artis ejus.“ *Plin.* XXXVII. 1. Wenn Plinius nicht ausdrücklich das Wort edictum gebraucht hätte; wenn er nicht an anderen Stellen, wo er eben diese Nachricht giebt, gleichfalls das Wort edixit brauchte: so würde ich glauben, daß dieses Verbot Alexander's bloß in seiner Weigerung bestanden habe, sich im Original von anderen Künstlern, als dem Apelles, Pyrgoteles und Lysippus bilden zu lassen.

Auch Apulejus (in *Floridis*) erzählt das Nämliche; nur mit der Veränderung, daß er anstatt des Lysippus den Polyklet setzt: qui effigiem regis aere duceret; und auch er braucht die Worte: *edixit* universo orbi suo. — Aber gut, daß wenigstens *suo* dabei steht! An den Orten, wo seine Befehle so unumschränkt nicht waren, wie in Athen z. E., werden die Künstler also doch gethan haben, was sie wollten.

Wenn man dazu nimmt, wie man kann und muß, daß Alexander nicht auch zugleich den geringeren Künstlern untersagt habe, die ihn vorstellenden Werke der drei privilegirten Meister zu kopiren; und daß nach seinem Tode das Verbot überhaupt seine Kraft verloren: so fällt die Nothwendigkeit unstreitig weg, daß die noch vorhandenen Köpfe Alexander's wirklich von jenen Meistern seyn müßten.

Natter sagt, daß der Kopf, den Pyrgoteles geschnitten, wie es heiße, in dem Kabinet des Königs von Preußen seyn solle. (Préf. p. IX.) Dies bezieht sich auf das, was Beger (Thes. Brandeb. Vol. III. p. 203.) bei einem erhaben geschnittenen Sardonyx anmerkt, welcher ihm den Kopf des Alexander mit dem Kopfe seiner Mutter Olympias vorstellt: artificium in hac gemma *Alexandri* aetatem prodit; adeo, ut non absurde conjectura subeat, gemmam propositam ejusdem *Pyrgotelis* opus nobis fausto omine superesse.

[Auch Horaz braucht (L. II. Ep. I. v. 239 ss.) den nämlichen Ausdruck:

Edicto vetuit, ne quis se, praeter Apellem,
Pingeret, aut alius Lysippo duceret aera
Fortis Alexandri vultum simulantia. —

Und offenbar spielt sowohl Apulejus auf diese Stelle an, als Plinius, L. VII. c. 38: Idem hic imperator edixit, ne quis ipsum alius quam Apelles pingeret, quam Pyrgoteles

scalperet, quam Lysippus ex aere *duceret*. Wiewohl Bentley in der Horazischen Stelle Lambin's Leseart: *cuderet* für *duceret*, in Schutz nimmt. — E.]

Q.

Quartier. Daß es für Gnade, Fristung des Lebens, gebraucht wird, wie in den Redensarten: um Quartier bitten, kein Quartier geben, erklärt Menage (Dict. Etymol. Fr.) auf folgende Art: „*Se battre sans quartier; ne faire point de quartier.* Cela est pris de ce que les Hollandois et Espagnols étoient autrefois convenus, que la rançon d'un officier ou d'un soldat se payeroit d'un quartier de sa paye; de sorte que quand on ne vouloit point recevoir la rançon, mais qu'en usant de tous les droits de la victoire et de la guerre, quelqu'un tuoit son ennemi; il lui disoit: C'est envain que tu offres un quartier de tes gages; on n'en veut point; il faut mourir. — Er beruft sich dabei auf *De Brieux* Origines de quelques Coutumes anciennes.

[Wenn Herrn Adelung's und Anderer Vermuthung ihre Richtigkeit hat, daß das französische Wort *quartier* von dem deutschen Worte warten, in der allgemeinen Bedeutung des Aufhaltens, abstammt, wovon, mit vorge-

setztem g, auch garde, guarde, und guarda gebildet wäre; oder gar von währen, bleiben, dauern: so ließen sich die obigen Redensarten noch leichter erklären, und Quartier wäre schon etymologisch so viel, als Frist oder Erhaltung. — E.]

R.

Rabbinen. Wenn die Rabbinen sagen, daß von verschiedenen Auslegungen einer undeutlichen Schriftstelle die eine eben so wahr sey, wie die andere; so erklärt dies Canz, wenn ich mich recht erinnere, in seiner Ontologie ganz falsch, daß sie also die einzigen wären, welche den Satz, daß von zwei widersprechenden Dingen nur Eins wahr seyn könne, leugneten. Sie wollen weiter nichts sagen, als, daß man sie alle beide könne gelten lassen, wenn sie nichts enthalten, was anderen unleugbaren Wahrheiten zuwider ist. — Jetzt finde ich, daß Augustin eben so dachte. Wenn er nämlich L. XII. Confess. seine Meinung von der Erschaffung der Welt sagt, und auch Anderer Meinungen anführt, so setzt er hinzu: In hac diversitate sententiarum verarum (verae enim sunt omnes, quia verum dicunt, etsi non omnes secundum mentem scriptoris esse possunt) concordiam pariat ipsa veritas. — Sollte für das letzte veritas nicht vielmehr varietas gelesen werden?

[Die hier angeführten Worte Augustin's, nur nicht die in eine Parenthese eingeschlossenen, die vielleicht Glosse sind, finde ich in seinen Confessionen (Col. Agr. 1629. 12.) L. XII. c. 30. p. 362. *Veritas* aber ist doch wohl die rechte Leseart, wie der ganze Zusammenhang, und besonders das Nachfolgende, zu ergeben scheint. Eben weil alle diese verschiedenen Meinungen wahr seyn können, will er sagen, sollte man nicht darüber streiten. Denn auch im folgenden Kapitel fährt er fort: Ita cum alius dixerit, hoc sensit (Moses), quod ego; et alius, immo illud, quod ego: religiosius me arbitror dicere: cur non utrumque potius, si utrumque *verum* est? Et si quid tertium, et si quid quartum, et si quid omnino aliud *verum* quispiam in his verbis videt, cur non illa omnia vidisse credatur, per quem Deus unus sacras literas *vera* et diversa visuris multorum sensibus temperavit? etc. — E.]

Raphael. Von den in England und Frankreich befindlichen Gemälden Raphael's s. Winkelmann von Empf. d. Sch. S. 20. — In Spanien, im Eskurial, sind zwei Stücke von ihm, deren eins eine Madonna ist. — In Deutschland sind zwei Stücke: zu Wien die heil. Katharina, und zu Dresden das Altarblatt aus dem Kloster S.

Sisto zu Piacenza; aber dieses ist nicht von seiner besten Manier; und zum Unglück auf Leinewand gemalt, da seine anderen Ölgemälde auf Holz sind. Daher hatte dasselbe bereits viel gelitten, als es aus Italien ankam; und wenn es auch von seiner Zeichnung einen Begriff geben könnte, so bleibt doch derselbe mangelhaft in Ansehung seines Kolorits.

Ein vermeinter Raphael, welchen der König von Preußen vor einigen Jahren in Rom für 3000 Skudi erstehen ließ, ist von keinem Kunstverständigen allhier (in Rom) für dessen Arbeit erkannt worden; daher auch kein schriftliches Zeugniß von der Richtigkeit desselben zu erhalten war. (Winkelm. ebendas.)

Wie es zu verstehen sey, was de Piles vom Raphael meldet, daß er zu der Zeit, als ihn der Tod übereilte, sich bestrebt habe, den Marmor zu verlassen, und der Natur gänzlich nachzuahmen, s. beim Winkelmann, v. der Nachahmung griech. Werke, S. 15.

[Über diese Excerpte zu kommentiren, würde hier zu weitläuftig werden. Ich erinnere nur, daß Vasari's Lebensbeschreibung noch immer die beste bleibt, die wir von diesem großen Künstler bisher haben; und daß Herr von Heinecke in s. Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, Th. II. S. 315 ff. das vollständigste Verzeichniß der nach ihm gestochenen Kupferstiche geliefert hat. Auch kann ich die vortrefflichen

Bemerkungen hier nicht unangeführt lassen, welche unlängst Hr. v. Ramdohr, in seinem mehrmals angeführten Werke, Th. I. S. 118 ff. über Raphael's malerischen Charakter gemacht hat. — E.]

Religion, christliche. Wider die vielen Werke, welche in neuerer Zeit für dieselbe herausgekommen, gilt es, daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, dessen Wahrheit mehr empfunden seyn will, als anerkannt; mehr gefühlt, als eingesehen.

Dieses zu erhärten, müßte man zeigen, daß die für die Religion geschriebenen Werke der Kirchenväter nicht sowohl Behauptungen derselben, als bloß Vertheidigungen gegen die Heiden gewesen sind. Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für sie festzusetzen.

Meines Bedünkens war es Grotius, der mit seiner Abhandlung von der Wahrheit der christlichen Religion, welche 1639 zuerst herauskam, den Weg eröffnete. Doch hatte er so bald noch keine Nachfolger. Einige vierzig Jahre später entstand erst unter den reformirten Theologen ein Streit, ob auch die christliche Religion aus bloßen Gründen der Vernunft erwiesen werden könne, oder ob sonst

noch etwas hinzukommen müsse, um sie für wahr zu halten. Von diesem Streite s. *Buddei* Institutt. Theol. dogm. L. I. c. 2. §. 17. Die, welche der Meinung waren, daß die Vernunft hierin keine Genugthuung verschaffe, und uns von der Wahrheit der Religion nicht überzeugen könne, sind vornehmlich der Rechtsgelehrte Ulrikus Hubertus, in s. Werke de Concursu Rationis et Scripturae; Joh. Regius, de Modo percipiendi S. S. divinitatem, Franecq. 1688; Witsius in Diss. Epist. ad Ulr. Huberum; und Leydecker.

Daß ein Philosoph sehr geschickt sey, in Streitigkeiten der Religion zu entscheiden, deßfalls will ich mich nicht bloß darauf berufen, da die ersten Christen in ihren Streitigkeiten mit den Ketzern heidnische Philosophen zu Schiedsrichtern erwählten; nämlich die ersten Christen im dritten Jahrhunderte. Denn früher ist von dieser Gewohnheit keine Spur. So disputirte z. B. Origenes wider die Marcioniten und Valentinianer, unter dem Schiedsrichteramte des Eutropius, eines heidnischen Philosophen. Ein Beweis davon ist des Origenes Dialogus contra Marcionitas, s. de recta in Deum fide, den Joh. Rud. Wetsten 1674 zu Basel zuerst griechisch und lateinisch herausgab. Deßgleichen Archelaus, Bischof zu Carrä in Mesopotamien, wider den Manes, unter Entscheidung vier heidnischer Philosophen. Von dieser Disputation sind noch Fragmente vorhanden, welche Fabricius im

zweiten Bande der Werke des Hippolytus wieder hat auflegen lassen.

Ich sage, ich will mich nicht hierauf berufen; weil die zwei Schriften, auf welche man sich deßfalls bezieht, leicht nur bloß dergleichen Einkleidungen seyn dürften, ohne daß die Streitigkeiten jemals wirklich so gehalten worden; wovon ich in ihnen selbst mehr Spuren aufsuchen müßte. Denn sie sind mir wenigstens dadurch verdächtig, daß bei dem Archelaus die Philosophen nicht allein wider den Manes sind, sondern auch beim Origenes sich sogar Eutropius zur christlichen Religion bekehrt. Anderer Punkte der Unwahrscheinlichkeit zu geschweigen. Wie denn auch Friederici, der eine eigene Dissertation: Philosophos Gentiles controversiarum fidei in veteri Christi ecclesia arbitri, zu Leipzig 1723, gehalten hat, aus der ganzen Kirchengeschichte nicht mehr als diese zwei Beispiele anzuführen weiß. Doch bringt er ausdrückliche Zeugnisse bei, welche diese Gewohnheit sonst bekräftigen; nämlich: 1. des Cyrillus aus dem vierten Jahrhunderte, Catech. VI. quae de Monarchia Dei agit, n. XV. edit. *Tho. Milles*, p. 95; und 2. des Photius. S. *Cave*, Hist. Litt. Scr. Eccl. P. I. p. 100. Wiesemann in s. Memorabb. Eccl. Hist. P. I. Sect. 3. §. 19. p. 200, sagt davon, daß es exemplo scandaloso, nec facile excusando, geschehen sey. Und wenn er hierin auch Recht hätte, so würde der Satz

dennoch bestehen, weil hier nicht von heidnischen Philosophen, sondern von christlichen die Rede ist, gegen welche die Einwendung des Hasses und der Unwissenheit nicht gilt.

[Einer meiner scharfsinnigsten Freunde, dem ich diesen Artikel mittheilte, schrieb darüber folgende Anmerkung nieder:

„Man wird sich gar nicht wundern, daß ein so denkender und scharfsinniger Kopf, wie Lessing, mit Rousseau und anderen Männern von eigenthümlicher und wirklicher Denkkraft, die demonstrativen Beweise für die Wahrheit des Christenthums, und selbst der natürlichen Religion, als deren Grundlehren doch, der Natur der Sache nach, vorher demonstrirt werden müssen, ehe man das Christenthum demonstriren kann, wenig befriedigend fand."

„Was Lessing und andere aus dem Unzulänglichen, Mangelhaften und Unbefriedigenden jeder ihnen bekannten und bis dahin versuchten wissenschaftlichen Beweisart der Religionswahrheiten schlossen, oder gewissermaßen nur ahneten, ist nunmehr aus der Natur der Sache, und der Beschaffenheit unsers Erkenntnißvermögens, bewiesen. Unsere Erkenntniß von Gott läßt gar keine demonstrative Gewißheit und Überzeugung zu; und es ist unmöglich, daß dabei ein eigentliches Wissen Statt finde. Unsere ganze, fest gegründete und beruhigende Religionsüber=

zeugung stützt sich auf einen vernünftigen und auf einen moralischen Glauben. Dieser Satz ist das wichtigste Resultat der Kritik der reinen Vernunft; und es ist ein ganz unschätzbares Verdienst, welches sich der Verfasser derselben in dieser Rücksicht insonderheit dadurch erworben hat. Wir wissen nunmehr, daß durch alle metaphysische Grübeleien, und noch so scharfsinnige Spekulationen, die Wahrheiten der Religion niemals werden bewiesen, aber auch eben so wenig jemals widerlegt und mit Grunde angefochten werden können."

„Dieses Verdienst der neuern Philosophie um die Religion ist, obgleich bloß negativ, dennoch das größte, welches sie sich um dieselbe erwerben konnte, und wahrlich ein sehr segensvoller Gewinn für die Menschheit. Denen aber, welche die Größe dieses Verdienstes verkennen, und sich einbilden, daß uns die Philosophie in der Religionserkenntniß positiv weiter führen, und größere Gewißheit geben müsse, als der gesunde Menschenverstand, kann man mit Kant antworten: „Aber verlangt ihr denn, daß ein Erkenntniß, welches alle Menschen angeht, den gemeinen Verstand übersteigen, und auch nur von Philosophen entdeckt werden solle? Eben das, was ihr tadelt, ist die beste Bestätigung von der Richtigkeit der bisherigen Behauptungen,

da es das, was man Anfangs nicht vorhersehen konnte, entdeckt, nämlich, daß die Natur in dem, was Menschen ohne Unterschied angelegen ist, keiner parteiischen Austheilung ihrer Gaben zu beschuldigen sey; und die höchste Philosophie in Ansehung der wesentlichen Zwecke der menschlichen Natur es nicht weiter bringen könne, als die Leitung, welche sie auch dem gemeinsten Menschenverstande hat angedeihen lassen." (Kritik der reinen Vernunft, S. 859.) — E.]

Rembrandt. Die Rembrandtische Manier schickt sich zu niedrigen, possierlichen und ekeln Gegenständen sehr wohl. Durch die starken Schatten, welche durch den Vortheil des unreinen Wischens oft erzwungen werden, errathen wir mit Vergnügen tausend Dinge, welche deutlich zu sehen, kein Vergnügen ist. Die Lumpen eines zerrissenen Rockes würden, durch den feinen und genauen Grabstichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da sie doch in der wilden und unfleißigen Art eines Rembrandt wirklich gefallen, weil wir sie uns hier nur einbilden, dort aber sie wirklich sehen würden.

Hingegen wollte ich hohe, edle Gegenstände nach Rembrandt's Manier zu behandeln nicht billigen; ausgenommen solche hohe, edle Gegenstände, in welchen Niederes und Edles verbunden ist, z. E. die Geburt eines Gottes in einem Stalle, unter

Ochsen und Eseln. Und solche, mit welchen die Dunkelheit für sich verbunden ist.

Moses Mendelssohn, dem ich diese Gedanken mittheilte, antwortete mir: „Sie haben vollkommen Recht. Denn wenn uns schon bei hohen und edeln Gegenständen die Skizzen oft besser gefallen, als die vollendeten Gemälde, so geschieht es deßwegen, weil wir bei den Skizzen dasjenige hinzudenken, was ein arbeitsamer Pinsel ausgeführt hätte. Die Rembrandtische Manier aber kann uns als eine fertige und vollendete Arbeit bei edeln Gegenständen nicht gefallen. Von Dietrich hat man eine Beschneidung im Rembrandtischen Geschmacke."

[Wer mit Rembrandt's Manier nur einigermaßen bekannt ist, wird diese Bemerkungen über ihre Anwendung und Nachahmung sehr gegründet finden. Man vergleiche damit, was der sel. v. Hagedorn in s. Lettre à un Amateur de la Peinture etc. (Dresde 1755. 8.) p. 65 ss. über diesen Künstler und seine Schule sagt. Übrigens giebt es unter seinen Gemälden mehrere, welche geistliche Subjekte von höherer Art, freilich aber nicht immer edel genug, darstellen. Andeutung aber war doch immer mehr in seiner Manier, als Vollendung; und man müßte daher die Bemerkung Mendelssohn's wohl dahin einschränken, daß uns das, was wir hier hinzudenken, nicht höher führt, sondern tiefer herabstimmt. Dietrich hat, wie bekannt, dem Rembrandt

sehr oft nachgebildet, vornehmlich in seinen Kupferblättern, deren vollständigstes Verzeichniß Hr. v. Heinecke in s. Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen Th. I. S. 127 ff. und in den neueren Nachrichten, S. 16 ff., geliefert hat. — E.]

Reyselius. Von dessen bewundernswürdiger Maschine eines künstlichen Menschen s. das Journal des Savans, a. 1677, p. 361; und die Bestätigung dieser Nachrichten ebendas. a. 1680, p. 41 ss.

[Salomon Reisel war ein gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebender Arzt, aus Hirschberg gebürtig, der zuerst als Stadtphysikus zu Worms, und hernach als Würtembergischer Rath und Leibarzt zu Stuttgard lebte. In den Actis Academiae Naturae Curiosorum, deren Mitglied er war, findet man mehrere von ihm beschriebene Wahrnehmungen und Versuche; unter anderen auch die Beschreibung einer von ihm erfundenen Statuae humanae circulatoriae, durch welche er den Umlauf des Bluts nach mechanischen Gesetzen anschaulich machen wollte. Im Journ. des Sav. *l. c.* wird davon eine kurze Beschreibung gegeben. Die Maschine war in ihrer ganzen Einrichtung dem menschlichen Körper, nach allen seinen inneren Theilen, völlig ähnlich; und Reisel hatte noch die Hoffnung, ihr auch die Stimme und die natürliche Bewegung mitzutheilen. Gefäße und Eingeweide waren von gewöhn=

licher Größe und Gestalt; und das Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit, die man in den Mund goß, ging durch den Schlund in den Magen, von da in die Herzadern u. s. f., zuletzt durch die Nieren in die Blase, und von da von selbst wieder heraus. Auch hatte er in dieser Maschine die natürliche Bewegung der Lunge, die Einziehung und Aushauchung der Luft, alle Bewegungen des Pulses, u. dergl. anzubringen gewußt. — An der zweiten angeführten Stelle des Journ. des Sav. findet man den Auszug eines Briefes aus Jena an einen Pariser Gelehrten, worin von jener Maschine nähere Nachricht ertheilt, und noch hinzugesetzt wird, daß sich die gröberen Theile der eingegossenen Flüssigkeit während des Umlaufs absonderten, und wie natürlicher Auswurf durch den After, die minder groben Theile aber durch den Urin abgingen. — E.]

Wilhelm ten Rhine. Der erste, welcher in Europa der Chinesen und Japaner Art, durch die Inustion und Acupunctation das Podagra und andere reißende Krankheiten zu heilen, bekannt gemacht hat. (S. Journ. des Sav. a. 1684. p. 109.)

[Die Abhandlung über diese Materie, aus welcher gedachtes Journal einen Auszug liefert, heißt: *Wilhelmi ten Rhine*, M. D. Transisalano-Daventriensis, Dissertatio de Arthritide; Mantissa Schematica de Acupunctura; et Ora-

tiones tres, etc. singula notis illustrata. 8. Lond. 1683. Man hatte ehedem die Chinesen und Japaner, wegen des vielen warmen Getränks, das sie zu sich nehmen, von den Anfällen der Gicht völlig frei geglaubt; und doch sind, besonders die ersteren, ihr vielleicht häufiger unterworfen, als irgend eine andere Nation. Um sich davon zu heilen, pflegen sie, der hier gegebenen Beschreibung nach, die leidenden Theile entweder zu brennen, oder mit feinen und langen Nadeln tief in dieselben einzubohren. Das erstere war schon, wie der Rezensent bemerkt, ehedem bekannt; der Nadelstich aber nicht. Ihrer Meinung nach entstehen alle Krankheiten von Winden, die in dem Körper eingekerkert sind, und denen sie daher durch jene Operationen einen freien Ausgang zu schaffen, und zugleich das Blut zu reinigen suchen. Das Brennen wird vom Hippokrates angerathen, und ist bei vielen morgenländischen Völkern, auch selbst bei den Türken, gewöhnlich. Die Chinesen bedienen sich dazu einer Pflanze, die auch in Europa wächst (l'Armoise rouge à grandes feuilles), und die bei ihnen Mora heißt. Des Nadelstichs aber bedienen sie sich statt des Aderlassens. Beim starken Kopfweh, bei der Schlafsucht, fallenden Sucht u. s. f., sticht man in die Scheitel des Kopfs; bei Koliken, dem Durchlauf u. dergl., in den Unterleib, u. s. w. In die fleischigen Theile wird tiefer gestochen,

als in die nervigen; man bedient sich dazu einer goldenen oder silbernen Nadel, die man zu S. 116. des Journ. des Sav. nebst einem menschlichen Körper, mit den bemerkten Brenn- und Stechpunkten, abgebildet findet. — E.]

Nic. Ricciolini. Ein bekannter Maler in Rom, der im J. 1763 noch lebte, und von dem, zum Beweise, wie wenig die Römer das, was sie täglich vor Augen haben, achten, Winkelmann erzählt, daß er im siebzigsten Jahre seines Alters die Statuen der Villa Borghese zum erstenmale gesehen habe. Er war sonst ein Mann von großem Talente und vieler Wissenschaft, auch außer seiner Kunst. (Von der Empf. d. Sch. S. 7.) Die Baukunst hatte er aus dem Grunde studirt, und dennoch eines der schönsten Denkmäler, nämlich das Grab der Cäcilia Metella, des Krassus Frau, nie gesehen.
[Füeßlin bemerkt von diesem Nicolo Ricciolini, er sey ein Historienmaler zu Rom um 1750 gewesen, und habe viele Gemälde für die Kirchen dieser Hauptstadt verfertigt. Außerdem gedenkt er noch eines Michelangelo Ricciolini, und eines dritten, der als ein Schüler des Ciro Ferri angegeben werde. — E.]

Richardson. Der englische Feuerfresser. S. Journal des Sav. a. 1677. p. 54 und 222. —

Endlich ward sein Geheimniß verrathen, und Ebendaselbst, a. 1680. p. 292., mitgetheilt.

[Dieser Richardson heißt in der ersten angeführten Stelle ein englischer Chemiker, und es wird von ihm gesagt, er kaue glühende Kohlen, lege brennenden Schwefel auf die Zunge, nehme eine glühende Kohle auf dieselbe, und lasse ein Stück rohes Fleisch und eine Auster darauf kochen, sie auch eine halbe Viertelstunde lang anblasen; er halte ein glühendes Eisen lange Zeit in der Hand, lasse es wieder überglühen, nehme es dann zwischen die Zähne, und schleudere es mit der größten Gewalt gegen den Kamin; auch verschlinge er geschmolzenes Glas, Schwefel u. s. f., so daß ihm die Flamme aus dem Munde schieße. — Die zweite angeführte Stelle enthält den Auszug eines Briefes von Hrn. Dodart über diesen Feuerfresser, in welchem seine Kunst aus einer natürlichen und durch Übung verstärkten Anlage hergeleitet wird. Auch werden mehrere Beispiele dieser Art angeführt. — In dem Journal von 1680 aber wird die Entdeckung des ganzen Geheimnisses von Hrn. Panthot, einem Arzte zu Lyon, mitgetheilt. Der Bediente Richardson's hatte es verrathen, daß es in nichts weiter bestehe, als in reinem Schwefelgeiste, womit man diejenigen Theile einreibe, die das Feuer berühren sollen, weil dadurch die Oberhaut dergestalt durchbraunt, und wie Leder gehärtet werde, daß

sie mit der Zeit alles Gefühl verliere. Dazu kam noch ein besonderer Kunstgriff, mit welchem Richardson, wenn er z. B. die glühende Kohle auf seine Zunge legte, in aller Geschwindigkeit ein anderes Stück Kalbfleisch zwischen die Kohle und seine Zunge brachte. — E.]

Ritterorden. Ich finde in Zeiller's Sendschreiben XXI: „Was derselbe mir von dem neuen Ritterorden, de i Cavallieri di Santa Militia genannt, so neulich in diesem 1619ten Jahre zu Wien, von dem Herzoge von Nevers und anderen Fürsten und Herren aufgerichtet worden, schreibet, das habe ich mit mehrern daraus vernommen." — Ich merke mir dieses Zeugniß deßwegen an: 1) Weil Gryphius dieses Ordens gar nicht gedenkt; 2) weil er im Gegentheil an der wirklichen Existenz eines Ordens der Ritter von den Kreuzzügen, deren Justiniani im 20sten Kapitel der andern Edition gedenkt, zweifelt, und meint, daß überhaupt die Kreuzorden darunter verstanden würden. Könnte Justiniani nicht diesen Orden des Herzogs von Nevers darunter verstanden haben? Ich muß sein Werk bei Gelegenheit selbst nachsehen, nämlich seine chronologische Geschichte aller Ritterorden, in italienischer Sprache, deren zweite Ausgabe 1692. Fol. erschienen ist.

[Beim Bernardo Giustinian in seinen Historie Cronologiche dell' Origini Militari e di tutte

le Religioni Cavalleresche (Venez. 1692. 2 Voll. fol.) ist in dem angeführten 20sten Kapitel T. I. p. 193 ss., von dem beim Zeiller gedachten Orden gar nicht die Rede. Dies Kapitel ist: Cavallieri della Croceata überschrieben, und enthält eine kurze Erzählung von den vornehmsten Kreuzzügen, deren er bis auf 1459 vierzehn zählt. Gryph hat also zwar Recht, wenn er §. 45. sagt, der Ritterorden von den Kreuzzügen sey eigentlich kein gewisser Orden, sondern Giustinian meine damit diejenigen Christen, welche sich durch die Kreuzpredigten der von dem Pabst ausgeschickten Gesandten bewegen ließen, und haufenweise den Zügen in das gelobte Land gegen die Ungläubigen und andere Feinde der römischen Kirche beiwohnten. Aber Giustinian sagt auch selbst am Schlusse jenes Kapitels: Quest' Ordine dunque, *che più* propriamente si deve chiamare *Marca Cavalleresca*, non s'avanzò oltre all' occasioni motivate di guerre generali per la religione cattolica; terminate le quali, cessava anco la Croceata; u. s. f. Des von Zeiller erwähnten Ordens aber gedenkt Gryph allerdings; aber unter der Rubrik der Ritter B. Mariae Virginis Annunciatae, §. 43., und bemerkt gleichfalls, daß *Carlo Gonzaga*, Herzog von Nevers, diesen Orden zur Bekriegung der Ungläubigen, mit einem großen, aber geschwinde verlöschenden Ansehn errichtet habe. Er

rückt darauf Grammond's Beschreibung dieses Ordens ein, worin unter anderen gesagt wird: Non deficiebant Niverno Principi in opus arduum dotes animi, natales, et virtus; defecit, sine qua irriti vulgo conatus magni, pecunia. Denn obgleich Pabst Urban VIII. diesen Orden bestätigte, und mit vielen Privilegien versah, so nahm er doch, da einige Zwiste entstanden, und der Stifter Herzog von Mantua wurde, gar bald ein Ende, oder wie Giustinian, der Kap. 84. von diesem Orden handelt, sich ausdrückt: provò questa Religione, non molto lungi dalla Culla, il Feretro, e dai natali, l'occaso; onde appena vivono le memorie nei seguenti Scrittori. Die ganze und förmliche Benennung des Ordens war: *Milizia Cristiana di Santa Maria della Concezione sotto l'Invocazione di S. Michiele.* — In der Histoire des Chevaliers de Malte par *Vertot*, T. IV. p. 130, finde ich, daß der Herzog von Nevers bei Errichtung dieses Ordens eigentlich die Absicht gehabt, den Orden vom heiligen Grabe von dem Johanniterorden zu trennen, und daß dieser daher im J. 1619 den Dom Luis Mendes de Vasconcellos an den französischen Hof abgeschickt habe, um des Herzogs Absichten zu vereiteln, welches auch geschehen sey. Hierin mag also wohl die schnelle Aufhebung jenes Ordens ihren vornehmsten Grund haben.

Im Theatro Europaeo, T. I. S. 307, findet sich eine Nachricht von der Stiftung dieses Ordens, und ein Verzeichniß der gleich Anfangs in denselben aufgenommenen Mitglieder. Das Ordenszeichen ist dort gerade so, wie beim Giustinian angegeben; und dies macht seinen Sieg über den Franzosen, der eine andere Meinung über das Kreuz hat, desto glorreicher. — E.]

Galeazius Ruber, oder de Rubeis. Ein geschickter Schmied zu Mailand zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Cardan's Vater war sein vertrauter Freund; und dieser Freundschaft haben wir es vornehmlich zu danken, daß der Sohn an verschiedenen Orten seiner Werke dieses Künstlers gedenkt. Einmal in dem Buche de vita propria, c. 3. „Utebatur (pater) amico unico et familiari, *Galeazio Rubro;* (familiae hoc nomen erat;) similitudo morum et studiorum fabrum illi amicum effecerat. Is enim est, qui Archimedis cochleam invenit, nondum vulgatis Archimedis libris; gladios qui plumbi instar flecterentur, et ferrum pene ut lignum scinderent; et, quod majus fuit, thoraces ferreos (me spectante saepius experimentum; eram autem adolescentulus;) qui ictibus igneorum tormentorum militum legionariorum resisterent, adeo, ut quintuplici ictui unus idem suffecerit, vixque rimulam contraxit." — Und dann auch L. I.

de Subtilitate, p. 366. Opp., wo er von der Cochlea des Archimedes redet, und sagt, daß Vitruvius ihrer gedenke, und Diodorus Sikulus zu zwei verschiedenen Malen: Dicens, Aegyptum siccatam beneficio cochleae ab Archimede inventae. Quod si ita est, cum Archimedes secundi belli Punici temporibus floruerit, nescio quo pacto antiquo tempore bene potuerit Aegyptus habitari. Sed *Galeazius de Rubeis*, civis noster faberque ferrarius, cujus infra mentionem facturi sumus, cum jam olim inventam ipse quasi primus auctor existimaret reperisse, prae laetitia insanivit. Vidimus illum versantem trusatilem machinam, ac paullo post mente excussum." Die Maschine wird dort im Holzschnitte beigefügt und erklärt.

[Über die *cochlea* des Archimedes s. *Vitruv.* L. X. c. II. Vergl. L. V. extr. und *Diod. Sic.* L. V. p. 217; auch *Abulpharaji* Hist. Dynast. p. 41. Die genaueste Beschreibung davon s. in *Franc. Eschinardi* Tr. de Impetu; Rom. 1684. 4. — E.]

Prinz Ruprecht. Dritter Sohn des Churfürsten Friedrich's V. von der Pfalz, und der Elisabeth, König Jakob's I. von England Tochter. Geboren 1619, den 26. December. Schon den 26. Oktober des nämlichen Jahres war sein Vater zum Könige von Böhmen gekrönt worden, welcher 1632,

den 19. November, kurz nach Gustav Adolph's Tode, starb. Im J. 1635. ging Ruprecht nach England, wie Michaelis sagt, oder vielmehr im folgenden Jahre, nach Salmon's Berichte: Charles, Prince Palatin du Rhin, et le Prince Robert son frère, arrivèrent en Angleterre; ils venoient solliciter le recouvrement du Palatinat.

[Man sieht leicht, in welcher Absicht Lessing sich dies angemerkt habe, wenn man weiß, daß dieser pfälzische Prinz Ruprecht oder Rupert gemeiniglich für den Erfinder der schwarzen Kunst oder des sogenannten Mezzotinto, gehalten wird. So viel ich weiß, ist die erste und vollständigste Nachricht darüber die, welche der berühmte John Evelyn, dem der Prinz selbst seine Erfindung mittheilte, in seiner Schrift: *Sculptura*, or the History and Art of Chalcography, davon gab, deren erste Auflage, Lond. 1662. 12., sehr selten geworden, die aber ebendaselbst, 1755. 8. mit einigen Vermehrungen und Zusätzen, wieder herausgekommen ist. Man sehe darüber Evelyn's Leben, im dritten Bande der Biographia Britannica, und dessen deutsche Übersetzung*) in der von Hrn. Dr. Semler

*) Sie ist äußerst fehlerhaft, diese Übersetzung, so wie fast alles ohne Ausnahme in dieser Sammlung von Fehlern der Nachlässigkeit und der Unwissenheit wimmelt. Mir fällt z. B. nur gleich in die Augen, daß Mezzotinto auf dem Titel von Evelyn's Buche

herausg. Samml. merkw. Lebensbeschreibungen a. d. Britt. Biogr. B. V. S. 443 ff., wo man in der Note den Inhalt des Buchs ausgezogen findet. Prinz Ruprecht soll auf diese Erfindung ganz zufällig, beim Anblick einer abgeschabten Stelle auf dem Flintenlaufe eines deutschen Soldaten, gekommen seyn. Er theilte, wie gesagt, dem Evelyn seine Verfahrungsart mit, und erlaubte ihm, sie bekannt zu machen, welches er in einem für die Königl. Societät bestimmten schriftlichen Aufsatze that. Von dem ersten Blatte, welches der Prinz in dieser, jetzt in England so sehr zur Vollkommenheit gediehenen, Manier verfertigt haben soll, ist der ersten Ausgabe das höchst seltene Original, und der neuen Ausgabe von Evelyn's Buche eine genaue Kopie von Houston, so wie auch das Bildniß des Prinzen selbst, beigefügt worden. — Evelyn gedenkt verschiedener Blätter von ihm, z. B. die große und kleine Enthauptung Johannis des Täufers; einen Soldaten, der einen Spieß hält, und seine Hand auf einen Schild legt; zwei Magdalenen, und andere, meistens nach Tizian und Giorgone verfertigte Blätter. — Hierher gehörige Nachrichten findet man auch in *J. Gran-*

---

durch Mittelfarben übersetzt, und S. 447. abermals von Kupferstichen mit Mittelfarben geredet wird.

ger's Biographical History of England. (Lond. 1769. 4 Vols. 4.) Vol. II. p. 409 ss.

Bei dem allen ist es doch jetzt wohl so gut als ausgemacht, daß nicht Prinz Ruprecht von der Pfalz, sondern Ludwig von Siegen, ein hessischer Obristlieutenant, schon im J. 1643. die schwarze Kunst erfunden, und sie jenem Prinzen mitgetheilt habe, der sie zuerst nach England brachte. Siegen's erstes Blatt war das Bildniß der Landgräfin Amalie Elisabeth. — S. Notices générales des Graveurs, par Mr. *Huber* (Dresde et Leips. 1787. 2 Voll. gr. 8.) T. I. p. 59. — E.]

Rüchen. In Ansehung des Sinnes des Rüchens, und der Besonderheiten desselben, ist Johannes Leodinensis, als Beispiel eines ganz außerordentlichen Geruchs merkwürdig, von dem Digby de Natura Corporum, und Morhof, de Paradoxis Sensuum, nachzusehen sind. — Von dem Geistlichen zu Prag, welcher die Leute durch den Geruch zu unterscheiden wußte, und eine neue Wissenschaft des Geruchs schreiben wollte, worüber er aber starb, s. das Journal des Savans, a. 1684. p. 66.

[Die Rechtschreibung, welche Lessing hier für dies Wort gewählt hat, wäre, wenn sie der Gebrauch eingeführt hätte, wohl die bessere, da das Wort riechen, wie auch Hr. Adelung

bemerkt, von rauchen nur in der Mundart verschieden ist.

Bei Morhof ist die Stelle in s. Dissertt. Acad. et Epistol. (Hamb. 1699. 4.) p. 322: Vixerat in silvis diu radicibus et glandibus *Joannes* quidam *Leodiensis*, milites fugiens: is e simplici illo cibo hac polluit facultate, ut odoratu cibos explorare, homines ac venatores distinguere, eorumque insidias eludere potuerit. Er beruft sich dabei auf den Digby.

Im Journal des Savans l. c. wird von einem Geistlichen zu Prag erzählt, er habe durch den bloßen Geruch die Leute eben so gut gekannt, als andere durchs Gesicht, und habe durch bloßen Geruch sogleich ein unschuldiges und sittsames Frauenzimmer von einem schon verführten oder unkeuschen zu unterscheiden gewußt. Ce n'est, heißt es weiter, pas une petite perte pour la Philosophie, que la mort ait enlevé ce Religieux; car, comme il étoit fort savant, il avoit commencé de composer une nouvelle science des odeurs, dans laquelle il découvroit des choses merveilleuses sur cet organe, et sur ses qualités. — E.]

S.

Satyrisches Drama. Oder wie es Eschenburg in seinem Hurd mit Einem Worte nicht übel übersetzt, Satyrspiel. Nur könnte man leicht aus dieser Benennung schließen, daß es schlechterdings aus Satyren habe bestehen müssen. — Vor dem Casaubonus war es den neueren Gelehrten kaum bekannt; daher viele gar nicht wußten, was sie aus dem Cyklops des Euripides machen sollten. Z. E. Florens Christianus in den Noten zu seiner Übersetzung desselben, sah wohl, daß es keine ordentliche Tragödie seyn sollte; aber auch nicht einmal der Name fiel ihm bei; und er glaubte es, wie Plautus seinen Amphitryo, eine tragicomoediam nennen zu können.

Erst muß man dieses Drama, welches ein regelmäßiges Werk war, von den Satyrchören unterscheiden, die mit wilden Gesängen und unordentlichen Tänzen in den ältesten Zeiten das Bacchusfest feierten, und aus welchen das Trauerspiel selbst seinen Ursprung hatte. Das neuere Satyrspiel war eine spätere Erfindung, und ward durch das ernsthafte Trauerspiel veranlaßt, welches vielen bei so freudigen Feierlichkeiten zu ernsthaft war, denen man also auch etwas Lustigeres geben mußte:

— — — — — eo quod
Illecebris erat et grata novitate morandus
Spectator, functusque sacris, et potus et exlex.

Horat. de A. P. v. 222.

[Ich glaube selbst, daß satyrisches Drama die Art des Schauspiels, von welcher hier die Rede ist, besser bezeichne, als der Ausdruck: Satyrspiel; obgleich nicht aus dem von Lessing angeführten Grunde. Denn satyrisch, ganz im griechischen Sinne des Worts, da das Römische: satyrische, wie bekannt, nicht damit einerlei sagt, hieß es doch bloß deßwegen, weil Satyre darin anfänglich mit auftraten, wenn sie gleich nicht die einzigen spielenden Personen waren, und in der Folge ganz daraus wegblieben. Auch waren die Satyrchöre wohl gewiß der Ursprung dieser Schauspielgattung. Man lese darüber das sehr empfehlungswürdige Programm des Hrn. Prof. Buhle in Göttingen, de Fabula Satyrica Graecorum; Goett. 1787. 4., worin auch die von mir dem Verf. mitgetheilte Lessing'sche Vermuthung, daß die Alcestis des Euripides nicht ein Trauerspiel, sondern ein solches satyrisches Drama sey, geprüft und bezweifelt wird. — E.]

Schach. Ein Verzeichniß der Schriftsteller vom Schachspiel findet man beim *Tho. Hyde* de Ludis Orientalium, L. I. P. I. p. 182, auf welches sich die Nummern, die ich hier anführe, beziehen.

27. Dieser Jak. de Cessolis oder Casallis, oder Casolis, der vor dem J. 1200. lebte, und eine Moralisation des Schachspiels schrieb,

ist wohl der älteste Schriftsteller von dieser Materie in Europa. — Hyde merkt dabei an: Hunc librum *Conradus de Ammenhusen* Monachus et Sacerdos Stettinensis circa annum 1337. in rhythmum germanicum vertit, auxitque adeo, ut novus liber videretur. Es ist eine dergleichen Übersetzung unter den Manuskripten der Wolfenbüttelschen Bibliothek; ohne Zweifel wird es die nämliche seyn. — Eine eigentliche deutsche Übersetzung der Abhandlung des Cassalis von einem Stephan Flacher von Dünkelspiel von 1413 f. unter den Manuskripten, Nr. 25. 4. Eine gedruckte italienische von 1534, f. 154. 1. Quodl.

11. Wielius, welcher das Gedicht des Vida kommentirt hat, heißt nicht Hieronymus, sondern Lukas, und war aus Liegnitz in Schlesien. Sein Kommentar mit dem Gedichte selbst ist gedruckt Argentinae 1504. 8. (104. Eth. 8.)

22. Cosmo Grazino hat eigentlich nichts vom Schachspiele selbst geschrieben, sondern nur eine verbesserte Ausgabe von dem Gedichte des Vida, nebst einer italienischen Übersetzung in Ottava Rima, geliefert, die 1604 zu Florenz in 4. gedruckt ist. (86. Quodl. 4.)

20. Girolamo Zanucchi ist gleichfalls nur ein Übersetzer des Vida in Ottava Rima. Seine Übersetzung ist gedruckt Trevigi 1589. 4. (180. Quodl. 4.)

Unter die Übersetzer des Vida gehört auch noch Nicolo Mutoni, den Hyde nicht hat, und dessen Übersetzung in versi sciolti zu Rom, 1544. 8. gedruckt worden. (154. 1. Quodl. 8.)

21. Gregorio Ducchi aber, Gentiluomo Bresciano, hat ein eigenes Heldengedicht vom Schachspiel 1607 zu Venedig in 4. drucken lassen. Der Titel heißt: Il Giuoco degli Scacchi, ridotto in Poema Eroico, sotto Prosopopea di due potenti Rè, e degli Eroi loro. Es besteht aus sechs Gesängen in Ottava Rima. (180. Quodl. 4.)

18. Damano Portughese hat ein Libro da imparare giocare à Scacchi e de' belissimi partiti etc. italienisch und spanisch geschrieben, wovon zwei alte Ausgaben ohne Jahrzahl in der Wolfenb. Bibliothek befindlich sind. Die ältere, 562. Quodl. 8.; und die spätere 554. 1. Quodl. — Es hat zehn Kapitel, wovon das achte: delli tratti sottili che si dicono in volgare Spagnuolo *primores*, und das neunte delli giochi delli partiti, d. i. von solchen Spielen, wo man wettet, daß in drei, vier, fünf, sechs Zügen der Gegner matt seyn soll; und das zehnte de l'arte del giocare alla mente, handeln. Es ist aber zu bedauern, daß die Exempel im achten und neunten Kapitel, welche nach Art des Stamma, und vielleicht die nämlichen sind, wegen der fehlerhaften Hol-

schnitte, welche dabei gedruckt, kaum zu verstehen sind.

19. Ruy Lopez. Von dieses Spaniers Abhandlung sind in der Wolfenb. Bibliothek nur zwei Übersetzungen: eine italienische von Gio. Domenico Torsia mit dem Namen des Lopez, Vened. 1584. 4. (180. Quodl. 4.), und eine französische, ohne Namen des Verfassers und Übersetzers, Paris 1609. 4. (86. Quodl. 4.) — Ruy Lopez ist der, dessen Anweisung mir unter allen am besten gefallen hat.

17. D. Jakob Mennel hat ein deutsches Gedicht vom Schachspiel 1507 drucken lassen, welches sich meistentheils bei den Anweisungen zum Schachspiel findet, die Christian Egenolff zu Frankfurt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts öfters hat drucken lassen. (263. Quodl. 4.) — Ich habe aus diesen Anweisungen gesehen, daß unsere jetzige Art, Schach zu spielen, gar nicht die alte, sondern eine neuere ist, die damals Current, oder das welsche Schachspiel genannt wurde. — Aus den gemeinen Regeln merke ich mir daraus folgende:

Wiltu das Spiel behalten,
So zieh den ersten von dem Alten.

(d. i. den Läufer.)

Und

Ante Reginam
Debes producere primam.

(Welches aber jenem widerspricht; indeß sind beide Auszüge gut.)

Und
Hut gegen Hut
Thut selten gut.

Lucanus in Paneg. ad *Pisonem* a décrit élégamment le jeu des échecs, sagt du Fresne in seinen Anmerkungen über den Joinville, S. 59.

Von neueren Schriftstellern über dies Spiel, welche Hyde nicht haben konnte, s. die Vorrede der Analyse des Echecs, par *Philidor;* Leips. 1754. 8. Dahin gehören:

1. Don Piedro Carrera, der im J. 1617. ein großes Buch darüber herausgab. Aus ihm scheint Philidor alles Historische zu haben, welches sehr seicht und unrichtig ist. Z. E. Wenn er von den Regeln des Palamedes spricht, welcher das Spiel, nach dem Carrera, soll erfunden haben, als ob wirklich noch ein Buch von ihm vorhanden wäre.
2. *Le Calabrois*, der dem Carrera mit anderen in ihren sehr unzulänglichen Anweisungen gefolgt ist. Sie haben bloß die ersten Züge angegeben, und es hernach dem Spieler fortzusetzen überlassen.
3. Cunningham und Bertin, kenne ich beide nicht. „Ils nous donnent des Gambits, qu'ils font perdre ou gagner, en faisant mal jouer l'adversaire."

4. Philidor selbst sagt von sich und seinem Buche: „Mon but principal est de me rendre recommandable par une nouveauté, dont personne ne s'est avisé, ou peut-être n'en a été capable; c'est celle de bien jouer les Pions; ils sont l'ame des échecs."

[Ob ich gleich die meisten hier angeführten Bücher aus der Fürstl. Wolfenbüttelschen Bibliothek zu Rathe ziehen, und darüber weitere Nachrichten ertheilen könnte, so würde mich dies doch hier zu weit führen, und doch am Ende nur Stückwerk bleiben. Wer eine vollständige Litteratur des Schachspiels sammeln wollte, welches sich der Mühe wohl verlohnen möchte, der müßte dabei das von dem Engländer Twiß zu London 1787 und 89, in zwei Oktavbänden herausgegebene Buch: Chess, zu Rathe ziehen, worin nicht nur eine Menge unterhaltender Anekdoten, das Schachspiel betreffend, sondern auch ein zahlreiches und ziemlich vollständiges Verzeichniß der älteren und neueren Schriften über dieses Spiel enthalten ist. — E.]

Schauspieler und Schauspielkunst.

Es muß nicht wahr seyn, daß die Schauspieler der Alten beständig unter der Larve gespielt haben. Denn wie könnte Seneka (Epist. XI.) sonst sagen: Artifices scenici, qui imitantur affectus, qui motum et trepidationem exprimunt, qui tristi-

tiam repraesentant, hoc indicio imitantur verecundiam: dejiciunt vultum, verba submittunt, figunt in terram oculos et deprimunt, ruborem sibi exprimere non possunt; nec prohibetur hic, nec adducitur. — Man dürfte zwar vielleicht sagen, daß artifices scenici hier die Pantomimen wären; aber wie paßt sich das verba submittunt auf die Pantomimen?

[Aus allem, was man von dem Theater der Alten, und besonders von ihren Masken weiß, scheint doch die Allgemeinheit derselben zu erhellen. Auch ließe sich die angeführte Stelle des Seneka wohl von verlarvten Schauspielern erklären, die doch die Augen frei behielten, und folglich dieselben starr auf etwas heften oder niederschlagen, und so auch das Gesicht zur Erde niederbeugen konnten. Artifices scenici sind ohne Zweifel Schauspieler überhaupt. So sagt Quintilian, L. XI. c. 3: „Itaque in iis, quae ad scenam componuntur fabulis, *artifices* pronuntiandi a personis quoque affectus mutuantur, etc.“ Man lese die ganze Stelle nach, so wird man finden, daß in ihr den Schauspielern fast noch mehr leidenschaftlicher mimischer Ausdruck, als in der Stelle des Seneka, beigelegt wird. Zugleich aber wird darin die Art und die Möglichkeit dieses Ausdrucks bestimmt, nämlich durch den in den Gesichtszügen der Maske ausgedrückten Charakter, der, wie man weiß,

auf jeder Seite anders war. Übrigens sind die Untersuchungen des du Bois, Boindin, Ficoroni u. a. über die Masken der Alten bekannt. — E.]

Schiffsbau. Ums Jahr 1691 that ein Engländer, William Petty, einen Vorschlag zu einem Schiffe von einer ganz neuen Bauart, und ließ auch wirklich ein Modell davon bauen, mit welchem im gedachten Jahre auf der Themse Versuche angestellt wurden. Die Beschreibung davon finde ich in The Young Student's Library, by the Athenian Society, p. 208. — Das Wesentlichste von der Struktur war, daß es aus zwei kleinen Schiffen bestand, welche durch eine Platform mit einander verbunden waren, so daß zwischen beiden Schiffen das Wasser einen freien Durchlauf hatte. Die Vortheile, welche Petty davon versprach, waren: 1) eine weit größere Geschwindigkeit, da es zwei- oder dreimal so viel Segel führen könne, als ein anderes Schiff, und dabei keinen Ballast brauche; 2) daß es nicht so leicht umschlagen, und gar nicht sinken könne; jenes, weil das Wasser unten dazwischen durchströme, und dieses aus dem nämlichen Mangel des Ballastes; u. s. f. Wegen des doppelten Kiels wollte man diesem Schiffe den Namen *Gemini* geben. Ich finde aber nicht, daß man weiter auf diese Vorschläge geachtet habe.

[Der Kiel jedes dieser beiden Schiffe sollte, nach der am angeführten Orte gegebenen Beschreibung, achtzig Fuß lang, in der Dicke mit der Platform nur zweiunddreißig Fuß, und die Höhe vom Kiel bis zur Platform vierzehn Fuß seyn. Als Kriegsschiff gebraucht, sollte es funfzig Kanonen, zweihundert Mann, und zweimonatliche Provision halten. Zu den angezeigten Vortheilen werden auch noch die gerechnet, daß es wegen der vielen geraden Bretter des Kiels nicht so leicht mit seiner ganzen Last zu Grunde sinken, nicht mit dem Vordertheile unter Wasser seyn, und der Mast im Sturm viel leichter nachgeben würde. Hierzu kämen manche andere, dort hergezählte, Vortheile; nur wird dabei ein zu leichtes Zerbrechen des Schiffes und die Zertheilung der beiden Schiffe, woraus es besteht, durch die Gewalt der Wellen in dem Zwischenraume, befürchtet, dem jedoch der Erfinder vorgebeugt zu haben versprach. Den Namen *Gemini* hatte man diesem Schiffe freilich Anfangs bestimmt; es wurde aber, wegen der Ungewißheit des Erfolgs, Experiment genannt. — E.]

Schmidt. Der Wertheimische Bibelübersetzer. — Nach seiner Achtserklärung hat er sich lange Zeit in Altona aufgehalten, unter dem Namen Schröder, in dem Hause eines Menoniten, wo er von der Unterstützung verschiedener Freunde in Ham-

burg, und von seinen Arbeiten lebte. Hier übersetzte er des Spinoza Sittenlehre, mit Wolf's Widerlegung, die Frauenzimmer-Apotheke, Arbuthnot von Speisen, und Kantemir's ottomanische Geschichte. Endlich kam er durch Hrn. v. Stüven nach Wolfenbüttel, wo er eine kleine Pension von dem Herzog genoß, und in der Stille seine Übersetzung des alten Testaments vollendete. Das Manuskript davon besitzt der Herzog; und es sollen die gedruckten Bücher Mosis darin sehr verbessert, und die Anmerkungen um Vieles verkürzt seyn. Er starb um 1749. Auch die Hofmannische Übersetzung vom Antonin hat er ganz umgearbeitet, so daß sie nach der letzten Ausgabe mehr seine, als Hofmann's Arbeit zu nennen ist.

[Vergl. Jöcher's Gel.-Lexikon, im Artikel, Joh. Lorenz Schmid, B. IV. Sp. 297; und J. N. Sinnhold's Historie der verrufenen sogenannten Wertheimischen Bibel; Erfurt 1739. — Lessing gedachte dieses Mannes in seinen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur, III. S. 198, um auf ihn die, von Lessing freilich nicht gehegte, Vermuthung zu ziehen, daß er Verfasser der bekannten Fragmente gewesen sey. Er sagt da von ihm, daß er in Wolfenbüttel, unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten, die Duldung gefunden habe, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen. Ob, und wo die Handschriften

von der Vollendung und Verbesserung seiner Bibelübersetzung vorhanden sind, weiß ich nicht anzugeben. In der herzogl. Wolfenbüttelschen Bibliothek aber sind sie nicht. — Auch habe ich in Wolfenbüttel, wo dieser Schmidt sehr eingezogen, und gleichfalls unter dem Namen Schröder lebte, keine weitere Nachrichten von ihm auftreiben können, als daß er daselbst zuletzt den Charakter eines Hofmathematikus gehabt, und 1749 den 20sten December gestorben ist, wie aus der Vorladung seiner Erben und Gläubiger in den Braunschweiger Anzeigen vom Jahre 1750, Sp. 55, erhellt.

Folgende zuverlässige Nachrichten sind mir durch einen Freund in Wolfenbüttel über diesen Schmidt später mitgetheilt worden:

„Der Wertheimer Bibelübersetzer, Joh. Lorenz Schmidt, ist 1702 zu Schweinfurt in Franken geboren, woselbst sein Vater, M. Joh. Heinr. Schmidt, als Diaconus gestanden. Er hat von Ostern 1720 vier Jahr zu Jena Theologie studirt, sich hernach ein Jahr bei seinem Vater aufgehalten und denselben in seinem Amte unterstützt. Nach dessen im J. 1725 erfolgtem Absterben wurde er der verwittweten Gräfin von Löwenstein Wertheim zum Informator ihrer sechs jungen Söhne empfohlen, welche Stelle er auch, ob er gleich große Neigung zum Hallischen Missionswerke hatte, annahm und solche gegen 10 Jahr mit

Ruhm bekleidete. Während dieser Zeit hatte er sich auf die mathematischen Wissenschaften gelegt, und daher Anlaß genommen, die mathematische Lehrart auch auf den Vortrag der Theologie anzuwenden. Um diese Methode zu erleichtern, hielt er es für nöthig, eine genauere und mehr wörtliche Übersetzung der H. Schrift zu verfassen, wovon er denn auch 1735 den ersten Theil oder die 5 Bücher Mosis herausgab. Da diese aber mit den Kenntnissen und dem Geschmacke der damaligen Theologie keinesweges verträglich war, so verdarb er es mit den Orthodoxen so sehr, daß ihn, auf Dr. Joachim Lange's Anstiften, der Reichsfiscal bei dem Kaiserlichen Reichshofrathe anklagte. Dieser erkannte die Confiscation gedachter Bibel, und verordnete eine Inquisitionscommission gegen den Verfasser auf des Fränkischen Kreises Ausschreibeamt, den Bischof von Bamberg und Markgrafen von Anspach. Nachdem er nun vorläufig 1 Jahr zu Wertheim in Arrest gesessen, und er in Gefahr gerieth, nach Bamberg in die Frohnveste gesetzt zu werden, so entfloh er am Ende des Jahres 1737 und nahm seinen Aufenthalt zu Hamburg, wo er an die 9 Jahr im Verborgenen unter dem Namen Joh. Ludew. Schröder, Candidat en Philosophie, gelebt und sich seinen Unterhalt mit Übersetzungen, wovon Kantemir's Geschichte des Osmannischen Reichs das bekann-

teste ist, verschafft hat. Während dieser Zeit bemüheten theils er selbst, theils seine in seinem Vaterlande noch lebenden Freunde, sich für ihn, um ihn in auswärtige Dienste zu bringen, welche er besonders, seitdem Friedrich II. zur Regierung gekommen war, am Preußischen Hofe suchte; auch sollen ihm schon 1741 Fürstlich-Wolfenbüttelsche Dienste angetragen seyn. Es kam aber nichts zu Stande, und 1746 im November lebte er noch zu Hamburg. In welchem Jahre und durch welche Veranlassung er endlich in hiesige Fürstliche Dienste als Hofmathematikus gekommen, ist mir nicht bekannt, da die mir vor Augen liegenden Papiere nicht so weit reichen." — E.]

Schönheit. Der körperlichen Schönheit, besonders der Gesichtszüge, kann von den Wehmüttern und Ammen nachgeholfen werden. Dies bemerkt schon Hippokrates, Lib. de Aeribus etc. Sect. 35, wo er sagt, daß die Scythen die langen Gesichter geliebt, und sie ihren Kindern durch den Druck zu geben gesucht haben. Wenn dies also ein wahres Kennzeichen der Scythen ist, so wäre die Frage, ob der Maler es wohl beibehalten dürfe, und wie weit, ohne seine Komposition häßlich zu machen?

Auch Lemnius de occultis Naturae Miraculis etc. Lib. IV. c. 18., redet von Müttern, die

der Schönheit ihrer neugeborenen Kinder auf alle Weise nachzuhelfen suchen; und darunter auch, daß sie ex glaucis seu caesiis oculis nigros efficiunt, copioso lactis usu, ac potissimum, si nutrix calidae naturae existat, ipseque infans in loco opaco ac subobscuro contineatur.

[Hippokrates bemerkt am angeführten Orte (Opp. ed. *Föesii*, Frf. 1624. fol. p. 289.), daß die Makrokephalen, eine Völkerschaft, deren auch Plinius (L. VI. c. 4.) erwähnt, und die zu den Scythen gehört zu haben scheinen, sich durch die Länge ihrer Köpfe, wovon sie auch den Namen erhalten, von allen anderen Völkern unterscheiden. Anfänglich, sagt er, habe man diese Länge der Köpfe, weil man darin einen Adel und Vorzug gesetzt, absichtlich dadurch zu erhalten gesucht, daß man sogleich nach der Geburt des Kindes den Kopf desselben in die Länge gedrückt, gezogen und gebunden habe; mit der Zeit aber sey dies nicht mehr nöthig gewesen, weil die Natur selbst den Kindern dergleichen Köpfe gegeben habe. Hier ist die ganze Stelle: *Και ὁκοσα μεν ὀλιγον διαφερει των ἐθνεων, παραλειψω, ὁκοσα δε μεγαλα ἠ φυσει ἠ νομῳ ἐρεω περι αὐτων, ὡς ἐχει. Και πρωτον περι των μακροκεφαλων. τουτεων γαρ οὐκ ἐστιν ἀλλο ἐθνος ὁμοιως τας κεφαλας ἐχον οὐδεν. την μεν γαρ ἀρχην ὁ νομος αἰτιωτατος ἐγενετο του μηχους της κεφαλης· νυν δε και ἡ φυσις*

ξυμβαλλεται τῳ νομῳ. τους γαρ μακροτατην ἐχοντας την κεφαλην γενναιοτατους ἡγεονται. ἐχει δε περι νομου ὡδε. Το παιδιον ὁκοτων γενηται, ταχιστα την κεφαλην αὐτεου ἐτι ἀπαλην ἐουσαν μαλακου ἐοντος, ἀναπλησσουσι τῃσι χερσιν και ἀναγκαζουσιν ἐς το μηκος αὐξεσθαι, δεσματε προσφεροντες, και τεχνηματα ἐπιτηδεια ὑφ' ὡν το μεν σφαιροειδες της κεφαλης κακουνται, το δε μηκος αὐξεται. αὐτος την ἀρχην ὁ νομος κατειργασατο, ὡστε τοιαυτην την φυσιν γενεσθαι. του δε χρονου προιοντος ἐν φυσει ἐγενετο, ὡστε τον νομον μηκετι ἀναγκαζειν.

Wegen der Sache selbst habe ich einen meiner Freunde, den in der Entbindungskunst so gelehrten, als erfahrenen Hrn. Hofrath und Leibarzt Sommer, befragt, und von seiner Güte folgende Bemerkungen erhalten:

„Daß der Kopf eines so eben gebornen Kindes, ohne Nachtheil seines Lebens und seiner Gesundheit, eine Veränderung in Absicht seiner Gestalt erleiden könne, glaube ich wohl behaupten zu dürfen; allein, nur unter gewissen Bedingungen ist dieses als möglich anzunehmen. Es ist bekannt, daß der Kopf eines neugebornen Kindes aus mehreren Knochen besteht, welche vermittelst der sogenannten Näthe zusammenhangen. Zwischen beiden Seitenbeinen und dem Stirnbeine sind die Winkel dieser Knochen abgerundet, und machen eine daumenbreite viereckige Stelle aus,

welche die große und vordere Fontanelle genannt wird. Eine weit kleinere, durch Knochen nicht bedeckte Stelle ist zwischen den Seitenbeinen und dem Hinterhauptbeine, und heißt die kleine oder hintere Fontanelle. Alle Näthe und Fontanellen tragen dazu bei, daß die Knochen des Kopfes, der etwas größer ist, als die Beckenweite, bei der Geburt sich über einander schieben, und also der Kopf dadurch, wo nicht kleiner, doch länger werde, und sich also nach der Öffnung, durch welche er gehen soll, ziehe. In Smellie's Tafeln findet man diesen Umstand bei natürlichen Geburten, und also bei recht stehendem Kopfe, imgleichen bei widernatürlichen Lagen des ins Becken eingeklemmten Kopfes, sehr gut abgebildet. Diese Verlängerung des Kopfes wird auch durch die Levretische Zange bewirkt. Es versteht sich aber von selbst, daß die den Kopf verlängernde Gewalt nicht zu lange auf diesen Theil wirken dürfe; es würde sonst das Leben des Kindes zu viel Gefahr laufen. Wenn es also beim Hippokrates von den Scythen heißt, daß sie mit den Händen, durch Binden, und andere Künste, den weichen und zarten Kopf des Kindes verlängert, und also daraus die macrocephalos gebildet haben; so finde ich wenigstens nichts Unglaubliches hierin. Die Scythen haben vielleicht den langen Köpfen eine Schönheit beigelegt, die wahrlich sehr relativ ist, so wie der Sineser solche in

kleine Füße setzt. Aber darin kann ich Hippokrates nicht beipflichten, wenn er behaupten will, daß von einem solchen erkünstelten Makrokephalus ein Makrokephalus erzeugt werde, und so die ganze Nation dies Abzeichen bekomme. Überhaupt scheint es mir noch nicht bestimmt zu seyn, ob der Kopf der Scythen gegen den Scheitel, oder gegen das Hintertheil zu verlängert gewesen sey. Das aber sehe ich wohl ein, daß eine jede Verlängerung des Kopfes eines Kindes durch ein gleich drückendes, sanftes und anhaltendes Binden des Kopfes, das noch länger, als bis zum Anwachsen der Näthe und Fontanellen fortgesetzt worden, habe geschehen müssen."

Angenommen also, daß die Länglichkeit der Gesichter ein charakteristisches Abzeichen der Scythen, und besonders der Makrokephalen war; so würde der Maler, der diese Völkerschaft in seinem Gemälde auch durch das Eigenthümliche dieser Form andeutete, meiner Meinung nach, eben so wenig fehlen, als in dem Ausdrucke der charakteristischen Bildung der Ägypter, Chinesen u. s. f., wenn man auch, mit Lessing im Laokoon, die Schönheit als das höchste Gesetz des bildenden Künstlers annimmt. Bis zur Häßlichkeit aber dürfte freilich diese Abweichung von den schönen und gewöhnlichen Verhältnissen der Kopfbildung nicht getrieben werden. Und überhaupt hat Burke, wie ich glaube, in s. Philosoph. Enquiry into

the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful (4th. Edit. Lond. 1764. gr. 8.) P. III. Sect. IV. sehr gründlich gezeigt, daß Verhältniß nicht die Ursache der Schönheit in der menschlichen Körperbildung, und daß folglich das Gegentheil der Schönheit nicht Mißverhältniß und Mißgestalt, sondern Häßlichkeit sey.

Grillen von der Art, wie die vom Lemnius angeführte, findet man in den älteren physischen und medicinischen Schriften die Menge. — E.]

Michael Scotus. *Michael Scotus*, illustris astrologus, schreibt Joh. Matthäus (de rer. invent. p. 38.), galeae ferreae usum invenit. Und p. 44. nochmals: Galeam ferream excogitavit *Michael Scotus*, insignis astronomus.

Ich weiß nicht, was ich aus dieser Nachricht machen soll. Es ist wahr, cassis und galea wird bei den Alten unterschieden; und zwar, wie Isidorus (XVIII. 14.) will: *cassis* de lamina est, *galea* de corio. Indeß finden sich doch auch schon bei den Alten eiserne galeae. Diodorus sagt (B. V.), daß die Gallier eherne gehabt: aeneis utuntur galeis cum magnis appendicibus ad prolixam ostentationem factis. Doch, das sind eherne, und nicht eiserne, wird man sagen. So berufe ich mich auf den Plutarch, welcher in dem Leben des Kamillus sagt: fabricatus est militibus suis ga-

leas, plerasque totas ferreas, et leves in ambitu, ut gladii aut laberentur in iis, aut frangerentur.

Wollen wir also sagen, daß die eisernen Helme in den mittleren Zeiten wieder aus dem Gebrauche gekommen, und daß sie Scotus von neuem erfunden habe?

Scotus lebte im 13ten Jahrhunderte, und war ein großer Liebling des Kaisers Friedrich II. Die Schriftsteller, welche Bayle über ihn anführt, und andere, dürften nachzusehen seyn, ob sich vielleicht einer darunter fände, aus welchem Matthäus seine Nachricht genommen hätte, oder welcher auf die Quelle dieser Nachrichten führen könnte. Es verlohnte sich auch der Mühe, die Werke des Scotus selbst deßfalls durchzublättern.

[Plinius (L. VII. c. 56.) schreibt die Erfindung der Helme überhaupt den Lacedämoniern zu. Daß die eisernen Helme schon bei den Alten, wenigstens bei den Römern, üblich gewesen sind, davon ließen sich viele Beispiele anführen; z. E. aus dem Plutarch im Leben des Kamillus und Krassus, u. a. m., wo ausdrücklich noch das margianische Eisen, als dazu gebraucht, angeführt wird. Was aber Matthäus mit der dem Michael Scotus beigelegten Erfindung sagen wolle, getraue ich mir nicht zu errathen. Seine Angaben sind überhaupt zu unzuverlässig; und ich gestehe, daß mir die Sache selbst nicht

interessant genug ist, um ihr weiter auf die Spur zu gehen. — E.]

Nic. Seeländer. Dessen zehn Schriften vom deutschen Münzwesen mittlerer Zeit sind zu Hannover gedruckt. Sie sind merkwürdig wegen der vorangesetzten Nachrichten, was er für die Dedikation einer jeden derselben bekommen, und was ihm die Verschenkung der Exemplare sonst eingetragen hat. (S. Freimüthige Nachrichten; Erster Jahrg. S. 129.)

[Füeßlin führt diesen Nikolaus Seeländer als einen Stahlschneider, von Erfurt gebürtig, an, der um 1711 an dem Hofe zu Hannover gelebt habe. In den Hamburgischen Berichten v. J. 1744 finde ich S. 809. seinen im gedachten Jahre zu Erfurt erfolgten Tod angezeigt, und es wird von ihm gesagt, daß er, ohne eigentliches Studiren, sich nicht nur viele Kunstfertigkeit, sondern auch viele Kenntnisse der Alterthümer, besonders alter deutscher Münzen, erworben, und von den letzteren viele in Kupferstichen geliefert habe. Auch in Flad's berühmten Medailleur, S. 29, und in der Sammlung berühmter Medailleurs (Nürnb. 1778. 4.) S. 91, wird er rühmlich erwähnt. Ein Verzeichniß seiner numismatischen Schriften s. in *Hirschii* Biblioth. Numar. p. 117 s. Seine oben gedachten zehn Schriften von deutschen Münzen mittlerer

Zeiten, mit einigen historischen Erläuterungen erklärt, und in dreizehn Kupferplatten vorgestellt, erschienen zu Hannover 1743. 4. Sie sind sämmtlich als Zueignungsschriften abgefaßt, und nach der Vorrede, die bloß aus den Worten: Vino vendibili non opus est suspensa hedera, besteht, preist er die Freigebigkeit seiner Mäcenaten bei dem ehemaligen einzelnen Abdrucke derselben, wobei er aber auch das Ausbleiben der Belohnungen, oder gar der Antworten, nicht verschweigt. Selbst die Geschenke derer, denen er bloß Exemplare seiner Schriften zusandte, werden nicht übergangen. — E.]

Sehen. Auch der Sinn des Sehens hat mancherlei Sonderbarkeiten. So liest man von einem, der sich der Nase statt eines Sehrohrs bediente, in *Laur. Scholzii* Epistt. Medicinal. ep. 75. 76. — Von Leuten, die im Finstern gesehen, s. *Tho. Bartholinus* de Luce Animalium, L. I. c. 14. — Von einem, auf den die Erblickung gewisser Dinge sonderbare Wirkung gehabt: cui, viso antimonio, statim laxatus alvus fuerat. V. *Bartholin.* Cent. 5. Hist. Anatom. 6. — Auch hat es fanatische Seher gegeben; z. E. Lepp, der Narr des Tycho de Brahe. S. *Gassendi* de vita *Tychonis*, L. VI. — Joseph Burrus; s. *Barthol.* de Luce Animal. L. III. c. 8. — Und von den isländischen Sehern überhaupt, Acta Hafniens. Vol. II.

Manche haben sich den Mangel des Gesichts durch andere Sinne zu ersetzen gewußt; wie Joh. Vermaasen, der die Farben durchs Gefühl unterscheiden konnte. S. Experiments and Cons. touching Colours, by *Rob. Boyle*, p. 42. *Leibnit.* in Hypoth. nova physica n. 31. — Ein anderer Blinde konnte in der Karte spielen. V. *Digbaeus* de Natura Corporum, c. 28. n. 7.

Eine Nachricht von dem gelehrten blinden Mädchen, Esther Elisabeth von Waldkirch, und der Art und Weise, wie sie ihr Vater schreiben lehrte, s. im Journal des Savans, a. 1680. p. 115.

[Fast alles dieses ist aus Morhof's Abhandlung de Paradoxis Sensuum, cap. 2., excerpirt, wo man noch mehrere Merkwürdigkeiten dieser Art beisammen findet.

Die Waldkirch war Tochter eines Kaufmanns von Schaffhausen, der zu Genf lebte, und damals 19 Jahr alt. Durch eine seit dem zweiten Monat ihres Lebens gehabte Augenkrankheit war sie blind geworden, dennoch aber von ihrem Vater zu vielen Kenntnissen angeleitet, so daß sie vollkommen und gleich fertig Französisch, Deutsch und Latein verstand, mit ihrem Vater gewöhnlich lateinisch, mit ihrer Mutter französisch, und mit Deutschen deutsch redete. Die Bibel wußte sie fast ganz auswendig; auch verstand sie sich auf die Philosophie, aufs Spielen der Orgel und der Violine; am bewundernswürdigsten aber war

es, daß sie von ihrem Vater schreiben gelernt hatte. In ein Brett nämlich hatte dieser alle Buchstaben recht tief eingraben lassen, so daß sie die Figur derselben mit den Fingern fühlen, und ihren Umriß mit einem Bleistift so lange umziehen mußte, bis sie sie nachzumalen geübt genug war. Ihr Papier spannte man ihr in eine Art von Rahmen, wodurch ihr auch zugleich zum Geradeschreiben der Zeilen die Hand geführt wurde. Auf diese Art schrieb sie zum öftern Briefe an ihre Freunde. — E.]

Seiltänzer. Vom Ursprunge der Seiltänzer s. den Abbe' Descamps in seiner Diss. sur une Médaille grecque d'Antonin Caracalla, qui représente en revers des Spectacles et Jeux publics fort particuliers. Vergl. Journ. des Sav. a. 1677. p. 309.

Von außerordentlichen Seiltänzern, besonders von zwei Türken, s. *Cardan.* de Subtilitate, L. XVI. p. 637. Opp. — Sie stiegen an sehr steile Seile hinauf, und auch wieder herab. Man merkte, daß sie sich mit dem großen Zehen an dem Seile festhielten.

Die Bande von Seiltänzern, Bereitern, und starken Männern, welche Nicephorus Gregoras L. VIII. c. 10. beschreibt, war aus Ägypten, und zog in der ganzen Welt herum. Es waren vierzig

Personen, wie sie auszogen, und schon in Konstantinopel keine zwanzig mehr. Die übrigen waren alle bei ihren Kunststücken verunglückt. Auch machten sie eben nichts Außerordentliches; und ich habe wohl noch geschicktere Leute, besonders Bereiter, in dieser Art gesehen. Sie gingen von Konstantinopel durch ganz Europa, und kamen bis an das äußerste Ende von Spanien.

[Die von dem Abt Descamps erklärte Münze ist von den Cyzicenern auf den Kaiser Karakalla geprägt worden, und eins der seltensten Stücke im Königl. Kabinette. Er hält die Vorstellung des Revers für Spiele der Seiltänzer (funambuli), welches allerdings in der im Journal des Sav. mitgetheilten Abbildung ziemlich wahrscheinlich wird; und er glaubt, die Cyzicener hätten dadurch das Andenken einer Kunst stiften wollen, die entweder von ihnen erfunden, oder doch bei ihnen sehr üblich gewesen wäre. Zum Beweise davon beruft er sich auf einen ungenannten griechischen Geographen, der unter den Kaisern Konstans und Konstantius lebte, und von jener Völkerschaft unter andern bemerkt, daß sie ungemein viel Anlage zu körperlichen Übungen gehabt, und sich vornehmlich im Tanzen und in Sprüngen auf dem Seile hervorgethan hätte.

Was er von dem Ursprunge, oder vielmehr von den ersten Spuren der Seiltänzer sagt, verdient hier einen Auszug, weil es wenigstens zu weite-

ren Untersuchungen Anlaß geben kann. Genau, sagt er, ist die Zeit ihrer ersten Entstehung nicht anzugeben. Im ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb. sah man auf dem Seile tanzende Elephanten in den floralischen Spielen zur Zeit des Galba, wie Sueton im Leben dieses Kaisers anführt. (Die Stelle ist c. 6. „Honoribus ante legitimum tempus initis, praetor commissione ludorum Floralium, novum spectaculi genus, elephantos funambulos, edidit.") Auch Nero ließ dergleichen ihre Künste bei den Spielen machen, welche er seiner Mutter Agrippina zu Ehren anstellte. Man findet sie auch in den Spielen der Gladiatoren zur Zeit des Germanikus; und Flavius Vopiscus sagt, daß man im dritten Jahrhunderte, zur Zeit des Karinus und Numerianus, seiltanzende Elephanten in den römischen Spielen gehabt habe. Auch führt Julius Kapitolinus als ein Beispiel von der frommen und mäßigen Gesinnung Antonin's bei einem solchen Schauspiele von Seiltänzern an: post puerorum lapsum culcitras subjici jussit. Der Abt Descamps beruft sich noch auf mehrere geistliche und weltliche Schriftsteller, welche in den vier oder fünf ersten Jahrhunderten der Seiltänzer erwähnen; aber auch schon weit früher, zur Zeit des Terenz, erschien ein Seiltänzer auf der Bühne, als man die Hecyra spielte, wie in dem Prolog dieses Stücks gesagt wird:

— — — — — haec cum data est
Nova, novum intervenit vitium et calamitas:
Ut neque spectari, neque cognosci potuerit:
Ita populus studio stupidus in funambulo
Animum occuparat.

Auch Horaz spielt in der ersten Epistel des zweiten Buchs auf die Seiltänzer an;*) und Akron sagt bei dieser Gelegenheit, daß der Redner Messala, der mehr als 160 Jahre vor Chr. Geb. lebte, zuerst das lateinische Wort funambulus, statt des griechischen σχοινοβατης, eingeführt habe. Hr. Descamps glaubt daher, daß die Seiltänzer in Griechenland schon bald nach Einführung der Schauspiele aufgekommen sind, weil diese anfangs nichts anderes gewesen wären, als Sprünge und Tänze auf Schläuchen, wie Virgil sagt:**)

---

*) Es sind die bekannten Verse, v. 210 ss.:
Ille per extentum funem mihi posse videtur
Ire poëta, etc.
Es steht aber in Akron's Scholie zu dieser Stelle keine Sylbe von dem, was Descamps darin gefunden haben will; sondern man findet sie in der zu L. I. Sermon. X. v. 25.

**) Georg. L. II. v. 383 s., wo von den Fröhlichkeiten bei den Bacchusfesten die Rede ist, zu welchen dergleichen, auch oft auf Kunstwerken vorkommende, Tänze freilich gehörten, aber die doch wohl weniger, als der damit verbundene Gesang, zur Entstehung des Schauspiels Gelegenheit gaben.

— — — — atque inter pocula laeti
Mollibus in pratis unctos saliere per utres.

Die Griechen, meint er, die alle ihre Erfindungen gar bald vollkommner machten, wären von dergleichen Sprüngen auf Schläuchen gar bald zum Springen auf dem Seil übergegangen. Und vermuthlich wären die Seiltänzer in Griechenland schon gegen die Zeit des Ikarius, eines Sohns des Erigenes oder Dionysos, d. i. Bacchus, eingeführt worden, weil jener die Schauspiele mit eingeführt habe, die Anfangs ländlich waren, und die Theseus in der Folge nach Athen brachte. Die Römer hätten sie hernach von den Griechen, als zu den übrigen Schauspielen gehörig, erhalten. — Daß auch die Seiltänzer, wie andere Schauspieler, gewisse Preise und Belohnungen erhalten, beweist ihm eine Stelle aus dem Alexander ab Alexandro: Constat, non ludiones modo, sed elephantos, et eos, qui in certaminibus fortiter quid aut dignum laude gessissent, a populo donari collatione stipis et assibus. Zu Rom, glaubt er, wären die Seiltänzer unter dem Konsulate des C. Sulpicius Peticus und des C. Licinius Stolo aufgekommen, die in Rom die ersten Schauspiele einführten, welche man anfänglich auf der Insel des Tibris spielte, und die hernach von den Censoren Messala und C. Cassius auf dem Theater gegeben

wurden. Petronius redet davon in folgenden Versen: *)

Stuppea suppositis tenduntur vincula lignis,
Quae super aërius praetendit crura viator,
Bracchia distendens gressum per inane gubernat,
Ne lapsa e gracili planta rudente cadat.
Ecce hominis cursus funis et aura regunt.
— E.]

Selbstmord. „Hoc quosdam egit ad mortem, quod proposita saepe mutando, in eadem revolvebantur, et non reliquerant novitati locum. Fastidio illis esse coepit vita, et ipse mundus: et subit illud rabidorum deliciarum: *Quousque eadem?*" *Seneca*, de Tranquill. anim. c. 2.

Warum mag Cardanus den Trieb, sich selbst umzubringen, *amorem heroicum* nennen? — Lib.

---

*) Unter den Epigrammen nämlich, die dem Petron beigelegt werden. — Auch beim Manilius (L. V. v. 651 ss.) kommt die Beschreibung eines Seiltänzers vor, die hier an ihrer Stelle seyn wird:

In praerupta dabit studium, vendetque periclo
Ingenium, ac tenues ausus sine limite gressus
Certa per extentos ponet vestigia funes;
Ac coeli meditatus iter, vestigia perdet
Paene sua, et pendens populum suspendet ab ipso.

de vita propr. c. VI. „Laboravi interdum etiam amore heroico, ut me ipsum trucidare cogitarem; verum talia etiam aliis accidere suspicor, licet hi in libros non referant.“

Die Melancholie, atra bilis, heißt *affectio heroica*, weil sie der größten Leute, und der Helden aller Art, gewöhnliches Antheil sey. S. *Portae* Physiognom. L. I. c. 8.

[Klassisch möchte der vom Cardan so gebrauchte Ausdruck nun wohl freilich nicht seyn, ob man gleich bald sieht, daß amor hier so viel als eine heftige, übermächtige Leidenschaft bedeute, die den Selbstmord als Heldentod ansieht. Auch ist bekannt, daß die Mythologie der Alten einen Amor als Sohn des Erebus und der Nacht angiebt, und diesem die Erregung böser Begierden und verderblicher Leidenschaften beilegt. Boccaz, der von diesem Amor in s. Genealogia degli Dei, L. I. c. 16. redet, sagt am Schluß dieses Kapitels: meritamente, secondo l'opinione di *Cicerone*, lo chiameremo figliuolo dell' Erebo e della Notte, ciò è di cieca mente, e d' ostinato petto. Perciochè da questo siamo guidati a mortale ingordigia d'oro. Da questo a desio crudele d'imperio; etc. — — Quello adunque (considerate dirittamente tutte le cose) non *amore*, mà più propriamente devremmo chiamar *odio*. — Vergl. *Cic.* Tusc. Qu. IV. 32, wo die dem Euripides nachge=

ahmten Verse des Cäcilius angeführt werden, in welchen er vom Amor sagt:

Cui in manu sit, quem esse dementem velit,
Quem sapere, quem sanari, quem in morbum injici,
Quem contra amari, quem arcessiri, quem expeti. — E.]

Servius. Manchmal bringt dieser berühmte Ausleger Virgil's sehr unzeitige Gelehrsamkeit an; z. E. Aen. L. VI. v. 8. Was ist natürlicher, als daß die Schiffer, wenn sie anlanden, zuerst nach süßem Wasser gehen? — pars inventa flumina monstrat. Aber das ist dem Servius zu geringe. Nach ihm weisen sie die entdeckten Flüsse nicht nach, damit ihre Gefährten daraus trinken und kochen können, sondern damit sich Äneas darin reinigen möge. Indeß lehrt uns Servius, bei seiner so weit her gesuchten Gelehrsamkeit, doch etwas sehr Schönes, nämlich, daß sich bei den Alten die vermeinte Verunreinigung bis auf die Gedanken erstreckte. Nicht nur, wer einen Leichnam berührte, ihn nur sah, war unrein; sondern auch der, welcher nur bloß mit irgend einer Bewegung daran dachte: qui funus agnoscebat.

[Servius sagt nämlich zur Erklärung der angeführten Stelle: Sciendum, Aeneae monstrari ad expiandum se: nam funestatus fue-

rat morte Palinuri; non quod eum viderit, sed quod funus agnoverat et doluerat. In eo enim est pollutio, quod ait: *Casuque animum concussus amici:* nam ipsa inquinant, quae cognoscimus. Unde in Livio habemus, Horatium Pulvillum, cum Capitolium dedicare vellet, audisse ab inimico mortuum filium, et ne pollutus dedicare non posset, respondisse: Cadaver sit! — — E.]

St. Severo. Unter den vielen Erfindungen, welche dieser (vielleicht) noch lebende, neapolitanische Graf für die seinigen ausgiebt, und wovon man im letzten Monat des Journal Encyclopédique v. J. 1768 eine weitläuftige Nachricht findet, ist wohl manche ältere; z. E. die, den Marmor zu färben, und so darauf zu malen, daß es durch den ganzen Block dringt. Denn schon Lana in s. Prodomo, p. 164, spricht von diesem Geheimnisse, und hat sogar die ganze Procedur bekannt gemacht.

[Die vornehmsten Regeln, welche Lana hierüber giebt, sind folgende. Wenn man, sagt er, zwei weiße und recht harte Marmortafeln, besonders von carrarischem Marmor, nimmt, und ein Bild auf Papier mit bloßer, gut mit Vitriol getränkten, Dinte zeichnet, es dann zwischen die beiden wohl geglätteten Marmortafeln legt, und sie so einige Monate an einem feuchten Orte lieg

läßt, so wird man finden, daß die Dinte und die Züge des Bildes tief in den Marmor eingedrungen sind. — Will man aber ein vielfarbiges Gemälde in den Marmor einziehen lassen, so nehme man dazu Mineralfarben, z. B. Grünspan, Mennig, Bleiweiß, Zinnober u. dergl., und löse sie in Salzwasser auf, das mit Vitriol und destillirtem Harz, mit ein wenig Alaun, vermischt ist. Mit diesen Farben male man auf dem Papier, und verfahre dann auf die gedachte Art.

Noch glücklicher wird man hierin seyn, und die Farben werden noch tiefer eindringen, wenn man auf folgende Art verfährt. Man nehme 2 Unzen Scheidewasser, und eben so viel Königswasser, eine Unze Salmiak, 2 Drachmen von dem besten Aquavit, einen Dukaten schweres Gold, und 2 Drachmen von dem feinsten kapellirten Silber. Dann gieße man zwei Drachmen Scheidewasser auf das schon kalzinirte Silber, und lasse es verdunsten; so erhält man ein Wasser, dessen Farbe erst blau, und hernach schwarz wird. Alsdann schütte man das kalzinirte Gold in ein Probegläschen, gieße das Königswasser darüber, und setze es so lange beiseite, bis es verdunstet ist; hernach verfahre man auf eben die Art mit dem Salmiak und Aquavit; so erhält man ein goldfarbiges Wasser. Auf eben die Art ziehe man auch die Farben aus den übrigen Mineralien;

mit diesen Farben male man auf dem weißen Marmor, und erneuere das Gemälde täglich durch frisches Auftragen des gefärbten Wassers: so wird mit der Zeit der ganze Marmorblock von dem Gemälde durchdrungen seyn.

Über die vorgeblichen Wunderdinge, welche der Graf oder vielmehr Prinz San Severo de Sangro in seinem Pallaste zu Neapel, zum Erstaunen leichtgläubiger Reisender, angebracht hatte, sehe man den von dem Grafen v. Lamberg in seinem Memorial d'un Mondain, p. 114 s. mitgetheilten Brief aus Grenoble von Hrn. Vallet, Ancien Lieutenant de Police, von dem sich auch die im Journ. Encyclopéd. mitgetheilte Notiz jener Wunderkünste herschreibt, die der Prinz selbst den ihn besuchenden Fremden austheilte, und die Vallet ins Französische übersetzte. J'avoue, sagt er in diesem Briefe, que je n'ai fait cette traduction que pour indiquer que dans les merveilles de ce palais il y a une quantité considérable de tours de main, qui ne sont employés avec faste, que pour en imposer à la crédulité du vulgaire. J'avoue encore que je suis étonné que ce Prince ne se fasse pas une gloire de détromper le public sur la palingénésie, etc. etc,

In Dr. Volkmann's hist. krit. Nachrichten von Italien, B. III. S. 94 ff. findet man eine ziem=

lich umständliche, meistens aus dem la Lande entlehnte Beschreibung dieses Pallastes, seiner Seltenheiten, und der Erfindungen des Prinzen San Severo. Von diesem letztern heißt es daselbst, S. 96: „Der Prinz ist überhaupt ein Herr von vielen Einsichten, der durch unermüdeten Fleiß und viele Versuche manche Dinge neu erfunden, und andere verbessert hat.“ Dahin gehört eine Art von enkaustischer oder eleodorischer Malerei; die Kunst, Platten von mehreren Farben abzudrucken, auf Glas zu malen, die oben erwähnte Färbung des Marmors; u. a. m. — E.]

Siegelerden. Oder gesiegelte Erden; terrae sigillatae. — „Wenn der Bolus geschlemmt, in cylindrische Kuchen gebracht, und gesiegelt wird, so nennt man sie hernach gesiegelte Erden.“ (Vogel's Mineralogie, S. 31.) — Bolus aber heißen alle feinere Thonarten, sie mögen eine Farbe haben, welche sie wollen; nur müssen sie im Feuer sich röthlich brennen. Dieses ist das eigentliche Kennzeichen des Bolus; nicht aber sein medicinischer Gebrauch, welcher, wie Vogel sagt, sehr willkührlich ist, und nur bloß in der Einbildung besteht; noch weniger sein fettiges Gefühl, welches auch der Porzellanthon und die Walkerde hat.

Unter den Siegelerden ist die Terra Lemnia die berühmteste, welche auf der Insel Lemnos, jetzt

Stalimene, und zwar, wie Breuning (Oriental. Reise, S. 40.) sagt, nur einmal des Jahrs, nämlich den 6ten August, mit großen Feierlichkeiten, „nicht weit von den Ruinen der alten Stadt Ephestiä, bei einer Kapelle, Sotira genannt, gegraben wird; welcher Ort oder Grube sonst das ganze Jahr uneröffnet bleibt. Es ist auch den Einwohnern bei Leib= und Lebensstrafe verboten, dieselbe außerhalb der Insel zu distrahiren; sie wird nachmals mit des Türken Siegel bezeichnet, und nach Konstantinopel gebracht." — Sonst rühmt Breuning ihren Gebrauch sehr wider Vergiftungen.

Bei Boissard (de Divinat. p. 198.) finde ich, daß in den allerältesten Zeiten das Zeichen, welches auf die Terra Lemnia gedruckt worden, ein Bock oder eine Ziege gewesen sey, zum Andenken des Bocks und der Ziege, welche die Weiber zu Lemnos der Venus geopfert hätten, um vom bocksartigen Geruche befreit zu werden, mit welchem sie die Göttin bestraft hatte. Ja, die Siegelerde selbst sey in den folgenden Zeiten von den Priestern mit Blute von geopferten Böcken und Ziegen besprengt und vermischt worden. „Hicque mos perduravit multis seculis, ut testis est *Homerus*, *Herodotus* et *Dioscorides*. Tempore tamen *Galeni*, qui vivit floruitque sub tempore *Trajani*, *Antonini*, *Marci* et *Commodi*, sigillum hoc caprae jam desierat imprimi." Homer gedenkt der Insel Lemnos oft genug; aber der lem=

nischen Siegelerde wüßte ich nicht, wo? Auch Herodotus gedenkt zwar am Schlusse des sechsten Buchs der lemnischen Weiber, die ihre Männer, und auch einmal in folgenden Zeiten, der Kebsweiber, die ihre Männer mit den von ihnen gezeugten Söhnen umgebracht hätten; aber kein Wort von der lemnischen Erde. Dioskorides muß also der eigentliche Währmann des Boissard seyn. Wie die Erde jetzt, unter der Regierung der Türken, gegraben werde, beschreibt Boissard ebendaselbst, fast eben so, wie Breuning. Hephestiä, sagt er, heißt jetzt Cochino. Aus des *Petri Belonii* Obss. c. 22. hat er auch verschiedene runde Kuchen solcher Erde mit ihren Siegeln, welche arabische Charaktere sind, in Kupfer stechen lassen.

[Der sel. Leske sagt von der Siegelerde, oder sogenannten lemnischen Erde (Linn. p. 201. A. lemnia) in seinem Auszuge aus Wallerius Mineralsystem (Berl. 1781. gr. 8.) S. 44, ihre Heimath sey die Insel Lemnos; doch finde sie sich auch in der ungarischen Grafschaft Zemplin, und in einzelnen kleinen Stücken bei Striegau in Schlesien; sie heiße oft Bolus, sey aber von den Eisenthonarten, die auch Bole genannt werden, z. B. von dem armenischen Bolus, wohl zu unterscheiden. Zu den besonders charakteristischen Kennzeichen derselben gehöre der muschliche Bruch, der Glanz, den sie durchs Anfühlen und durch den Strich bekomme, daß sie sehr

weich und leicht ist, wie auch, daß sie im Wasser mit Knistern zerspringt. Übrigens verdiene sie mehr den Namen eines Steins, als einer Erde.

Hr. Leibarzt Brückmann, den ich darüber befragte, hatte die Freundschaft, mir folgende Bemerkung mitzutheilen: „Alle diese Arten von Erden sind mehr oder weniger reine Thonarten; und die gefärbten, als gelbliche, braune, rothe u. dergl., sind durch Eisenocher von der Natur gemischt und gefärbt. — Zu innerlichen Arzeneien werden sie nicht mehr gebraucht, weil sie unser Magen schwer, oder gar nicht, auflöset; und der Aberglaube, welcher sie ehemals vorzüglich als ein Gegengift empfahl, hat sich verloren. Jetzt nimmt man sie nur noch unter einige Pflaster. Doch ist ihr eigentlicher Nutzen, daß man Gefäße daraus brennt, die noch größtentheils unter der Benennung der terra sigillata vorkommen. — Noch vor einiger Zeit erhielt ich einige dergleichen rothe Gefäße aus einer Erde von Estremas in Alentejo in Spanien, Bucaros de Barro genannt. Diese sollen, zu Pulver gestoßen, auf Krebs- und andere sonst unheilbare Geschwüre gestreuet, ihre Heilung bewirken. Auch sollen die spanischen Damen diese an der Sonne gebackene Erde zum Wohlschmack kauen und essen, und sie ihrer Gesundheit zuträglich halten.“ — —

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur das Vornehmste von dem, was mehrere Mineralogen und Naturhistoriker über die Siegelerde haben, hier ausziehen, oder auch nur kurz anführen wollte. Das meiste Historische davon, welches zu dem obigen Artikel gehört, finde ich in *Mich. Mercati* Metallotheca Vaticana (Rom. 1719. fol.) p. 8 ss., wo ein eigenes Kapitel, de Lemnia Terra, vorkommt; wovon ich hier nur das Erheblichste ausziehen will. Galen (L. I. de Antidot. c. 2.) nennt diese Erde *σφραγις*, welches man durch terra sigillata übersetzt hat; beim Avicenna heißt sie lurum sigillatum; von einigen wurde sie auch, wie Galen (L. IX. Simplic.) bemerkt, Miltos, i. e. rubrica Lemnia, genannt; obgleich dieser Name ihr nur sehr uneigentlich zukommt, wie Salmasius in s. Exercitt. Plin. ad. Solin. zu der Stelle des Plinius (L. XXXV. c. 6.) bemerkt, die ich ganz hersetzen will: Rubricae genus in ea (sinopide) voluere intelligi quidam secundae auctoritatis. Palmam enim *Lemniae* dabant, minio proximam. Haec est multum antiquis celebrata, cum insula, in qua nascitur. Nec nisi *signata* venundabatur; unde et *sphragidem* appellavere. Hac minium sublimunt adulterantque. In medicina praeclara res habetur etc. — Übrigens erinnert Lancisi in s. Anmerkungen

beim Mercati, daß Bellonius (Pierre Bellon oder Belon) in der Absicht, diese Erdart zu untersuchen, nach der Insel Lemnos geschifft sey, und daher die Geschichte der Lemnischen Erde, in s. Obss. L. I. c. 22. am genauesten erzählt habe. Unter anderen bemerkt er, daß auf dem Siegel, womit heutiges Tages die runden Kuchen von dieser Erde bezeichnet werden, die beiden Worte *Tin imachton* mit arabischer Schrift stehen, die so viel als gesiegelte Erde bedeuten; und daß die Farbe bald dunkelroth, bald fleischfarbig, bald weißlich sey. Mehrere Beschreiber dieser Erde, z. B. Savary, Bomare u. A., haben einander das nachgesagt, was Lessing oben aus dem Boissard anführt, daß schon Homer und Herodot der lemnischen Erde, und der feierlichen Gebräuche erwähnen, mit welcher sie zu Lemnos sey ausgegraben und gesiegelt worden. Keiner aber weist die Stellen nach, wo beide Schriftsteller ihrer gedachten; und es möchte auch wohl vergebens seyn, sie aufsuchen zu wollen; wenigstens ist mir dies so wenig als Lessing geglückt. Zwar wie Homer hier angezogen werde, glaube ich aus dem, was Lancisi a. a. O. noch über die Siegelerde bemerkt, vermuthen zu können. Mercati nämlich sagt: Quin etiam quod Lemniae terrae Sphragidos color loturae carnis similis fuerit, ex hoc in primis testimonio facil-

lime comprobari potest, quoniam Dioscorides sanguine hircino, vel caprino conformari credidit: quod sibi persuaserat etiam Galenus, antequam vidisset, idcirco ruborem talem habere debet, qualem faceret sanguis terrae mistus; alioqui hi summi viri non putassent sanguine hoedino parari; (quam ob causam a Lemniis sacerdotibus se irrisum refert Galenus), *neque Poëtae finxissent, e coelo Vulkanum cecidisse, suoque cruore terram ibi conspersisse.* Hierbei nun erinnert Lancisi, daß die Siegelerde in ihren Bestandtheilen eine erdig-schweflichte Masse sey, welche aus fetten von unten aufsteigenden, und der Oberfläche der Erde anhängenden Dünsten entstehe. Dazu komme die Beschaffenheit der Insel, wo sie gegraben werde, deren Boden sehr harzig sey, die daselbst hervorquillenden warmen Gewässer, und die ehemaligen Feuerausbrüche, die, nach dem Eusthathius, diese Insel ehedem in Brand setzten. Und daher, fährt er fort, entstand auch die Fabel vom Falle Vulkan's, den Homer (Iliad. I. v. 593.) von ihm selbst beschreiben läßt. Myrtilus behauptete daher, nach dem Natalis Comes *) (My-

---

*) *Myrtilus* libro primo rerum Lesbicarum memoriae prodidit, Lemnum idcirco fuisse consecratam Vulcano existimatam, quia calida fit quaedam vis ter-

tholog. L. II. c. 4.), Homer habe hier unter dem Bilde Vulkan's die lemnische Erde verstanden, und eine physikalische Bemerkung mythisch eingekleidet; nämlich wegen der dieser Erde eigenthümlichen Wärme. Von dem Blute Vulkan's, womit das Erdreich zu Lemnos sey gefärbt worden, wird jedoch, wie Lancisi bemerkt, von den Dichtern und Mythologen nichts erwähnt. — Bloß diese Fabel und ihre allegorische Deutung scheint mirs also veranlaßt zu haben, daß Homer hier mit ins Spiel gezogen wurde.

Mit dem Dioscorides hingegen hat es seine Richtigkeit. Er erwähnt (L. V. de Mat. Med. c. 67.) der lemnischen Erde allerdings, und sagt, sie werde in den sumpfigen Gegenden dieser Insel gegraben, und mit Bocksblut vermischt. Sodann mache man Kuchen daraus, bezeichne sie mit dem Bilde einer Ziege, und nenne sie daher *σφραγιδα αἰγος*. Was er weiter hinzusetzt, betrifft ihre vermeinte medicinische Kraft.

Von der Verschiedenheit der älteren und neueren Gebräuche beim Ausgraben der Erde, und ihrer Siegel, vergl. man noch den Savary in s. Dictionn. de Commerce, art. *Terre Sigilée*. — E.]

---

rae ejus insulae, quam etiam *sigillatam* vulgo medici appellant, cujus usus vermes necat, etc.

Sophokles. Worin ist die *ἀνωμαλια* zu setzen, die man, nach dem Plutarch, am Sophokles tadeln könnte? so wie am Euripides die *λαλια*. (*Plutarch.* de Audit. p. 45. edit. Xylandr.) — Betrifft diese inaequalitas, wie es Xylander giebt, den Ausdruck, oder den Charakter? [Plutarch's Worte sind: *Μεμψαιτο δ'ἀν τις Ἀρχιλοχου μεν την ὑποθεσιν, Παρμενιδου δε την στιχοποϊιαν, Φωκυλιδου δε την εὐτελειαν, Ἐυριπιδου δε την λαλιαν, Σοφοκλεους δε την ἀνωμαλιαν.* Diese Anomalie scheint hier aber mehr von dem Ausdrucke und der Schreibart des Sophokles, vielleicht auch von der Ungleichheit mancher Gedanken und Reden in seinen Trauerspielen, als von der Inconsistenz seiner tragischen Charaktere zu verstehen zu seyn. Denn in der ganzen Stelle ist von Rednern und von dem ihrer Wohlredenheit gebührenden Gehör und Beifall die Rede; und Plutarch setzt hinzu, daß bei allen solchen kleinen Fehlern, dergleichen sich an manchen Dichtern und Rednern aussetzen ließen, ein Jeder doch seine eigene Stärke in der Rührung und im Vortrage besitze, die ihm Lob und Beifall erwerbe. — E.]

Sokratische Steine. So müßte man, nach der Meinung des Chifletius, eine Art von geschnittenen Steinen nennen, auf welchen besondere Figuren vorkommen, die aus Köpfen verschiedener

Thiere, öfters nach der Gestalt eines Hahns geordnet, und auf die Füße eines Hahns gestellt, bestehen. Weil unter diesen verschiedenen Köpfen sich meistentheils auch ein alter Mannskopf befindet, welcher dem Kopfe des Sokrates etwas ähnlich sieht, so hat Chiflet (in s. *Socrates*, s. de Gemmis ejus imagine caelatis Judicium) die ganze Figur auf ihn gedeutet, und die übrigen Thierköpfe von seinen Anklägern verstanden, oder als symbolische Vorstellungen seiner Tugenden erklärt.

Leon. Agostini, welcher unter seinen Gemmen auch zwei dergleichen hat, hält sie für Amulete. (P. I. n. 203. 204. p. 79. edit. Gronov.)

De la Chaussee (Gemme ant. figur. n. 176. 178. 182. 183.) macht theils physiko-moralische, theils historische Auslegungen darüber. Und diesem ist Schott gewissermaßen gefolgt, welcher einen solchen Stein in dem königl. Kabinette zu Berlin in einer besondern Schrift ausgelegt, und eine politische Sittenlehre darin gefunden hat. S. die Haupttugenden eines löblichen Landesherrn in einem alten Steine des königl. Medaillenkabinets zu Berlin; zuerst angemerkt und erklärt von Joh. Carl Schott. Berl. 1717. 4. — Dieser berlinische Stein kommt mit dem beim de la Chaussee, Nr. 176, vollkommen überein; nur daß auf jenem der Pferdekopf einen Kranz im Maule hält, und hinter ihm, über dem Widderkopfe, ein Kaduceus steckt.

[Man sieht bald, wie willkührlich und unerwiesen die Deutung des Chiflet, dessen oben angeführte Schrift zu Antwerpen 1662. 4. herauskam, von den auf diesen Steinen befindlichen Figuren ist. Agostini's Meinung ist wohl die wahrscheinlichste, weil sie am meisten ins Allgemeine geht. Schott's Tändeleien darüber sind ziemlich unbedeutend. — Über Sokratische Steine und Chiflet's Auslegung s. umständlich *Mariette* im Traité des Pierres gravées, p. 368 ss. — E.]

Spiele. Vom Tarockspiel findet sich eine Stelle in Zeiller's Sendschreiben XX: „Bernhardinus di Corte, der 1499 das Castell zu Mailand den Franzosen verrätherischer Weise übergeben, war hernach von denselben aufs äußerste gehaßt; also, daß sie auch im Spiele de i tarocchi, wenn sie des Verräthers Karte geben wollten, sagten: do Bernardino di Corte." — Dies Spiel muß also sehr alt seyn. Aber was ist hier unter des Verräthers Karte zu verstehen? Der Skiez oder der Pagat? — Es verdient Tomaso Porcacchi in den Noten zum 4ten Buche des Guicciardini, den Zeiller als seinen Währsmann anführt, deßwegen nachgesehen zu werden.

[Über den Ursprung des Tarockspiels ist Hr. Breitkopf in seinem Versuche über den Ursprung der Spielkarten (Leipz. 1784.

gr. 4.) S. 25 ff. nachzusehen. Es finden sich Spuren, daß es schon im vierzehnten Jahrhunderte, obgleich verschieden von dem heutigen, bekannt war. Es entstand aus dem Trappolierspiele, das wohl unter allen italienischen Kartenspielen das älteste ist. — Was Zeiller vom Bernardino di Corte bemerkt, ist bloß wörtlich aus der von ihm nachgewiesenen Note des Tomaso Porcacchi zum Guicciardini genommen, wo es bloß heißt: Bernardin di Corte traditore fù tanto odiato anche da' Francesi stessi, ch'essi, quando giuocavano al giuoco de' tarocchi, e volevano dar la carta del traditore, dicevano: Do Bernardino di Corte. Aus dieser Note ergiebt sich also nicht, welche Karte unter dem *traditore* oder Verräther zu verstehen sey. Fast aber vermuthe ich, es ist der *Diavolo* gewesen, der sich nach der Angabe des Garzoni in seiner Piazza universale di tutte le Professioni del mondo, p. 564, unter den Figuren der ältern Tarockkarte befand. Vergl. Hrn. Breitkopf's angef. Versuch, S. 26. Note (d). — E.]

Sprache. Von den Stammsprachen der jetzigen Deutschen, ist es Wachter's System: daß Anfangs in Deutschland nur eine einzige einförmige Sprache gewesen, die sich hernach in die gothische, angelsächsische und fränkische

getheilt habe. Die gothische ist nicht die erste ursprüngliche Sprache, sondern nur eine Mundart; und die angelsächsische und fränkische sind nicht ihre Töchter, sondern Schwestern. Ein Wort, das in allen drei Mundarten vorkommt, gehört der allgemeinen Sprache; und nur das, welches bloß in Einer derselben vorkommt, kann man ein gothisches, angelsächsisches, oder fränkisches Wort nennen. — —

Die Modi der Zeitwörter in der hebräischen Sprache, auch in der hungarischen, würden sich leicht auch in die deutsche haben einführen lassen, wenn man nicht eigene, besondere Zeitwörter aus diesen Modis gemacht hätte. So wird z. E. durch die bloße Veränderung des Vokals i in e, nicht sowohl die ganze Bedeutung geändert, als vielmehr nur modificirt. Aus sitzen wird setzen, welches so viel ist, als sitzen machen; aus sinken wird senken, oder sinken machen; aus blicken, blecken, oder blicken machen; z. E. die Zähne blecken; Steine, die durch den Kalk blecken; trinken und tränken. Deßgleichen in dem Worte verderben die zweite und dritte Person des Singulars Präs. du verdirbst, verderbst; er verdirbt, verderbt; so nämlich, daß es mit i das Neutrum, und mit e das Aktivum ist.

[Wachter's System von dem Ursprunge und der Abstammung der deutschen Sprache und ihrer verschiedenen Mundarten findet man in seinem

Specimine Glossar. Germ. Lips. 1727. 8. vorgetragen, dessen hierher gehörige Vorrede auch wieder vor seinem Glossarium selbst ist abgedruckt worden. Man vergleiche damit die Stammtafel der Germanischen Völker in Fulda's Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der deutschen Sprache, S. 60. vor dem ersten Bande des Adelungischen Wörterbuchs. — Immer noch fehlt es an einer ausführlichen Geschichte der deutschen Sprache, die man vom Hrn. Hofrath Adelung mit Sehnsucht erwartet, der einen kurzen Grundriß derselben in der Einleitung zu seinem Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache (Leipz. 1782. 2 Bde. gr. 8.) geliefert hat. Er bemerkt daselbst, S. 17, daß die Deutschen ursprünglich viele, zwar verwandte, aber doch verschiedene, kleinere Völker ausmachten, und daß daher sich ihre Sprache, der Natur der Sache nach, schon in den ältesten Zeiten in mehrere Mundarten theilen mußte. Und aus den wenigen noch übrigen eigenen Namen scheint ihm zu erhellen, daß sie ihrem Baue und ihren wesentlichen Eigenschaften nach schon damals die heutige gewesen sey. Auch er bestreitet S. 21 das seltsame Vorgeben, daß die gothische, oder vielmehr mösogothische Sprache, die Mutter, nicht allein der deutschen, sondern auch aller übrigen nordischen verwandten Sprachen sey. Deutschland und die nördlichen Länder hatten

schon viele Jahrhunderte Sprache und Einwohner, ehe noch die Gothen dem Namen nach bekannt waren. Von den Mundarten der germanischen Völkerschaften aber vor und in der großen Völkerwanderung läßt sich, wie Hr. Adelung S. 72 erinnert, wenig mehr sagen, als daß, allem Ansehn nach, jedes Volk, oder jeder Stamm, seine eigene Mundart hatte. Die fränkische entstand, seiner Meinung nach, aus der nachherigen Vermischung der niederdeutschen Völkerschaften mit den südlichern, oder oberdeutschen. Die angelsächsische Mundart ist unstreitig eine der ersteren, die aber, wie bekannt, ausgestorben ist, und wovon nur noch Überreste in der heutigen englischen Sprache leben.

Was Lessing oben Modifikation der deutschen Zeitwörter nennt, hat auch Hr. Adelung nicht unbemerkt gelassen, indem er Th. I. S. 215 seines Lehrgebäudes erinnert, daß durch die Biegung oder Flexion bloß das Verhältniß der Begriffe und Wörter verändert werde; daß aber der Begriff des Wurzelworts, als bloße Interjektion oder tönende Natur betrachtet, noch mancher anderer Bestimmungen und Nebenbegriffe fähig war. — Vorzüglich, sagt er, fand die Bezeichnung derselben durch die bloße Änderung des Hülfslautes bei den ältesten Verbis Statt, wo man die vergangene Zeit gemeiniglich durch einen tiefern Hülfslaut, das Bild der Entfer-

nung, das geschehene Ding aber oft mit einem noch tiefern ausdruckte: bind, ich bind, Imperf. band, ehedem bund, Bund, ein Ding, welches gebunden ist; u. s. f. — — „Ein anderer, für die Kindheit der Sprache noch feinerer Nebenbegriff ist der Unterschied zwischen der Hervorbringung und dem Zustande; indessen hat man ihn doch in einigen Wörtern bemerkt, und durch Veränderung des Vokals bezeichnet: tränk-en, trink-en; senk-en, sink-en; setz-en, sitz-en; wink-en, wank-en; dräng-en, dring-en; prell-en, prall-en."

Über die Wörter blicken und blecken sagt Hr. Adelung in s. Wörterbuche, unter dem erstern Worte, daß beide genau zusammen gehören, und daß, der Analogie zufolge, jenes das Neutrum, dieses aber das Aktivum seyn sollte; allein man habe sie schon von Alters her häufig mit einander verwechselt. — E.]

Sprichwörter. Die deutsche Sprache hat einen großen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel seyn, auch die Sprichwörter aus anderen Sprachen zu borgen, die sich kurz und nachdrücklich übersetzen lassen. Zu London sind im J. 1640 Outlandish Proverbs selected by *M. G. H.* in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032. Aus diesen habe ich folgende ausgezogen:

12. Guten Kaufs macht den Beutel leer.
36. The German's wit is in his fingers; d. i. des Deutschen Verstand ist in seinen Fingern. — Ich merke dieses Sprichwort als ein Zeugniß für die mechanischen Talente der Deutschen an.
141. Liebe deinen Nächsten; aber reiße den Zaun nicht nieder.
178. Denke auf faule Tage, und arbeite darauf los.
229. Rechne genau; auch der Februar hat ein und dreißig Tage.
252. Freie um die Wittwe, weil sie noch trauert.
287. Ein Narr denkt, daß andere nichts denken.
348. Wer sein Huhn allein ißt, muß sein Pferd allein satteln.
356. Wer Einen züchtigt, züchtigt hundert.
373. Könnte er laufen, wie er trinkt, er finge einen Hasen.
389. Dem Hunde, der Asche leckt, vertraue kein Mehl.
457. Der Hund nagt an dem Knochen, weil er ihn nicht verschlingen kann.
461. Der größte Schritt ist der Schritt aus der Thür.
476. Der Mantel ist deß, den er deckt; die Welt deß, der sie genießt.
499. Über einen Nagel ging das Hufeisen; über das Hufeisen das Pferd; über das Pferd der Reiter verloren.

505. Ein Pfennig erspart, ist zweimal verdient.
521. Eine Blume macht keinen Kranz.
523. Auch Ein Feind ist zu viel.
556. Der Blinde schluckt manche Fliege mit hinunter.
587. Donnerstag kommt, und die Woche ist vorbei.
629. Die Wage sagt: das ist schwer, und das ist leicht; aber nicht: das ist Gold, und das ist Silber.
708. Des Tapfern Blick ist mehr, als des Feigen Schwert.
718. Drei leben friedlich, wenn zwei nicht heim sind.
719. Alle Schlüssel hängen nicht an Einem Gürtel.
925. Des Apothekers Mörser verdirbt des Kunstpfeifers Musik.
928. Jahre wissen mehr als Bücher.
949. Jede Meile ist im Winter zwei.
976. Ein Morgenregen hintertreibe keine Reise.
977. Ein schöner Wintertag macht keine lustige Vögel.
981. Des Schlafenden Kopf ist in seinem Magen.
1006. Wer in Hoffnung lebt, tanzt ohne Musik.
1016. Der Herr nicht zu Hause, Niemand zu Hause.
1031. Weiber verschweigen, was sie nicht wissen.
1032. Wer dem Kinde die Nase wischt, küßt der Mutter den Backen.

[Ungeachtet des allerdings großen Reichthums der Deutschen an Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, der jetzt fast zu wenig erkannt, und noch weniger gehörig benutzt wird, ließe sich doch die hier von Lessing vorgeschlagene Bereicherung wünschen, wenn sie so weise, wie hier, versucht, und der Ausdruck in unserer Sprache so körnig, wie hier, übertragen würde. — E.]

Steigbiegel. Daß die Alten keine gehabt haben müssen, weil sich deren keine auf alten Denkmälern finden, hatte Matthäus schon angemerkt (de rer. invent. p. 38.): Stapes, h. e. instrumentum illud, in quo uterque pes insidentis equo utrinque quiescit, inventum est novum. Nam ut in marmoreis signis Romae et alibi videre licet, non habebant antiqui id instrumentum.

[Unter dem Artikel Meilenzeiger habe ich schon die Stelle aus dem Plutarch angeführt, worin dem C. Gracchus das Verdienst beigelegt wird, daß er an den Heerstraßen hier und da Steine habe setzen lassen, auf welchen die Reiter bequemer zu Pferde steigen könnten, die keine Knechte bei sich hätten, um ihnen aufzuhelfen. Sowohl diese Stelle, als die noch übrigen römischen Ritterstatuen, z. B. die vom Mark Aurel, scheinen zu beweisen, daß bei den Römern keine Steig-

biegel üblich gewesen sind. Dies bemerkt auch Gesner unter dem Worte *Stapia*, welches in einer alten Inschrift vorkommt, die Vossius de Vit. Serm. I, 7. anführt: Amor fuit equo, dum aspectui formosiss. Durmioniae puellae virgunculae summa polvoria placere cuperem, casu desiliens pes haesit *stapiae*, tractus interii. Diese Inschrift wird vom Wolphangus Lazius und Hieronymus Magius (Miscell. II, 14.) angeführt; und sie ist vielleicht noch etwas älter, als eine Stelle bei dem Kirchenvater Hieronymus, in dessen Briefen *bistapia*, ein Paar Steigbiegel, vorkommen. Vossius redet bei dieser Gelegenheit umständlich von den Wörtern *stapes* und *stapia* sowohl, als von anderen neueren in griechischer, lateinischer und spanischer Sprache davon gebrauchten Ausdrücken. So ist von dem Lat. astraba wohl ohne Zweifel das Spanische estribo entstanden. Auch erinnert er, daß weder Xenophon in s. Buche de re equestri, noch Julius Pollux, L. X. c. 10. 12., wo von den zur Reiterei gehörigen Werkzeugen die Rede ist, der Steigbiegel erwähnen. Budäus brauchte das Wort subex pedaneus dafür. — Übrigens weiß man, daß im Deutschen der Steigbiegel ehedem der Stegereif hieß; und Hr. Adelung führt bei diesem Worte die Stelle aus dem Theuerdank, Kap. 35, an:

Mit einem seim Fuß er begrayff
Die erd, der annder in stegkrayff
Noch belibe hangen. — E.]

Johann Stoffler. Die Todesart desselben, deren Sethus Calvisius in s. Opere Chronologico, p. 832. gedenkt, daß nämlich ein Fall Anlaß dazu gegeben habe, den er selbst vorhergesehen, ist so ausgemacht nicht, indem Crusius (Annal. Sueviae, P. III. L. XI. c. 5.) sagt, daß er zu Blawbeyern an der Pest gestorben sey. Bayle bemerkt diese Verschiedenheit bereits, zieht aber für die letztere Meinung bloß den Adami an, und erklärt sich eigentlich für keine, da doch unstreitig Crusius, der gleichfalls Professor zu Tübingen war, den meisten Glauben verdient.

[Bayle hat einen ziemlich weitläuftigen Artikel über diesen zu seiner Zeit sehr berühmten Mathematiker und Astrologen, der von 1452 bis 1531 lebte, und sich vornehmlich durch die Prophezeiung einer großen Überschwemmung auf das Jahr 1524 bekannt machte, über deren ziemlich allgemeine Befürchtung Augustinus Niphus das Publikum in einer eigenen Schrift zu beruhigen suchte. Minder ausgemacht ist es, daß er das Ende der Welt auf das Jahr 1586 geweissagt habe, welches Bayle zu widerlegen sucht, der auch in Ansehung seines Todes bemerkt, daß er nach einigen zu Blawbeyern an

der Pest, und nach anderen an einer durch den Einsturz eines Brettes in einem Zimmer verursachten Wunde gestorben sey. Dies letztere, und daß er diese Todesart vorhergesehen habe, sagt Sethus Calvisius ad. a. 1531, p. 1156: „Jo. Stoefflerus, Justingensis, mathematicus insignis, certo die sibi periculum ruina imminere praeviderat; et quia aedes suas satis firmas noverat, convocat in museum suum viros eruditos, quorum consuetudine et sermonibus recrearetur. Orta inter sobria pocula disputatio: ad controversiam explicandam e superiori loco librum depromit. Sed laxato clavo asser, in quo stabant libri, in caput ejus decidit, et insigne vulnus infelici seni infligit, ex quo mortuus est die 16. Febr. Tubingae." — Crusius hingegen sagt am angef. O. p. 613: „Obiit Blaubeurae (al. Tubingae) peste, 1531, *Joan. Stoefflerus*, Mathemat. Tubing. anno aetatis suae 79, et Tubingae sepultus est in parochiali fano." — C.]

T.

Taback. Nicht Toback, wie es einige aussprechen. Den Namen haben die Spanier diesem Kraute von einer Insel gegeben, auf der es häufig wächst. „Facultatibus insignibus celeberrima

est herba," sagen die Medici von Lyon (Lib. XVIII. c. 138.) „quam *Petum* ab Indis vocari refert *Thevetus;* Nicolaus Monardus *Piciett;* Oviedus in Hispaniola insula *Petebecenuc.* Hispani *Tabaco* nominarunt, ab insula quadam ejus nominis, in qua frequentissima reperitur. Galli, quod *Joannes Nicotius*, regius aliquando in Lusitania orator, ejus semen primus ad reginam, regis Galliae matrem, detulerit, illiusque facultates docuerit, *Nicotianam*, et *Herbam Reginae* nuncuparunt."

Dieser *Nicot* hat einen Trésor ou Dictionnaire de la Langue françoise geschrieben, in welchem er unter dem Worte *Nicotiane* dieser Sache selbst gedenkt; und zwar sagt er, daß es 1560 geschehen sey, daß er dieses Kraut aus Portugal nach Frankreich geschickt habe.

Was mir hierbei am merkwürdigsten vorkommt, ist dieses, daß man dies Kraut damals am wenigsten zum Rauchen und Schnupfen, sondern für weibliche körperliche Übel, und besonders wider die Lustseuche, gebraucht hat. Nicot, an dem angeführten Orte, sagt selbst, es sey de vertu admirable pour guérir toutes navrures, playes, ulcères, chancres, dartres, et autres tels accidens au corps humain. Auch geht das Epigramm des Buchananus dahin, wider die Königin Katharina von Medici, die es nach ihrem Namen *Herbam Mediceam* wollte genannt wissen.

Er nennt es darin salutiferam cunctis languoribus herbam; und sagt, daß ihm der Name Medicea allein alle gute Kräfte würde genommen, und es in Gift verwandelt haben, da diese Katharina καθαρμα luesque suorum sey.

Der jetzige medicinische Gebrauch des Tabacks ist, glaube ich, nicht groß. Von Tabacksklystieren habe ich gehört; auch weiß ich, daß Krüger ihn wider die Krätze vorgeschlagen hat. Doch, daraus selbst schon sollte man schließen, daß er wider die venerischen Krankheiten auch dienlich seyn könnte.

[Man hat eine Historie du Tabac, où il est traité particulièrement du Tabac en Poudre, par Mr. *de Prade;* Par. 1697. gr. 12., worin diese Materie sowohl historisch als medicinisch abgehandelt wird. Gleich Anfangs, S. 4 ff., werden die verschiedenen Benennungen dieser Pflanze angeführt, und gleichfalls bemerkt, daß sie den gewöhnlichen Namen von der Insel Tabago oder Tabako, einer Provinz des Königreichs Jukatan, oder Neuspaniens, auf dem Mexicanischen Meer, erhalten habe, wo die Spanier sie zuerst kennen lernten. Der Arzt Francesko Hernandes von Toledo war der erste, der sie nach Spanien und Portugal schickte. Jean Nicot, Requetenmeister und Ambassadeur König Franz I. beim Könige von Portugal, lernte den Taback durch einen Portugiesen kennen, und machte damit nach seiner Rückkehr

der Königin Katharina von Medici ein Geschenk. Der Kardinal di Santa Croce, päbstlicher Nuncius in Portugal, und Nicolas Tornadon, Legat in Frankreich, machten ihn zuerst in Italien bekannt; und er bekam daher dort von ihnen den Namen. Quelques-uns, heißt es weiter, l'appellent *la Buglosse*, ou *la Panacée Antarctique*; d'autres *l'Herbe Sainte*, ou *Saine-Sainte*, ou *Sacrée*, soit à cause de ses vertus miraculeuses, soit à cause de sa grandeur; de même que *l'os sacrum*, ainsi nommé par la même raison. Thevet machte dem Nicot die Ehre seiner Einführung in Frankreich streitig; und England erhielt ihn durch den berühmten Seefahrer und Eroberer Virginiens, Franz Drake. Wann und von wem er zuerst nach Deutschland gebracht worden, ist ohne Zweifel schon mehrmals untersucht worden; auch giebt es der Schriften viele, worin seine Arzneikräfte untersucht werden; und ich will mich hier bei ihrer Anführung nicht verweilen, sondern nur noch das von Lessing erwähnte Sinngedicht Buchanan's hierher setzen:

De Nicotiana falso nomine Medicea appellata.

Doctus ab Hesperiis rediens Nicotius oris
Nicotianam rettulit,
Nempe salutiferam cunctis languoribus herbam,
Prodesse cupidus patriae.

At Medice Catharina καθαρμα luesque suorum,
Medea seculi sui,
Ambitione ardens, Mediceae nomine plantam
Nicotianam adulterat:
Utque bonus civis prius exuit, exuere herbae
Honore vult Nicotium.
At vos auxilium membris qui quaeritis aegris,
Abominandi nominis
A planta cohibete manus, os claudite, et aures
A peste tetra occludite!
Nectar enim virus fiet, Panacea venenum,
Medicea si vocabitur. — E.]

Tapferkeit. „Einen greif an; zwei erwarte; dreien suche auszuweichen; vor vieren schäme dich nicht zu fliehen!" ist ein Spruch des Frotho, Königs von Dänemark, beim **Saxo**, B. V.

[Eigentlich ist beim **Saxo** (Hist. Dan. L. V. P. 88. edit. Sorae 1644. fol.) von den Anordnungen die Rede, welche Frotho III. unter den Rutheniern machte; und hier heißt es unter andern: Decrevit etiam, ut quisquis militiae deditus spectatae virtutis titulum affectaret, impeteret unum, exciperet duos, tres modica pedis retractione vitaret, quatuor fugere non erubesceret. — E.]

Tempelherren. Niemand hat besser gezeigt, wie gesetzwidrig und ungerecht man bei der

Aufhebung dieses Ordens verfahren habe, als Chr. Thomasius in s. Diss. de Templariorum Equitum Ordine sublato; Hal. 1705. 4. Wenig oder gar keine neuere Schriftsteller haben so scharfsinnig und frei darüber geurtheilt.

Wichmanshausen in s. Diss. de Extinctione Ord. Templ. von 1687, war viel kurzsichtiger und zurückhaltender. Doch hat er sonst etwas sehr Merkwürdiges. Er vergleicht am Ende die Tempelherren mit den Jesuiten, und schließt: An vero paria etiam Jesuitas fata cum Templariis mansura sint, tempus manifestabit. Certe Nemesis divina tandem, quos praeteriise videtur, inveniet. — Es ist nun geschehen, was er prophezeite; und nur unseren besseren Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine eben so ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ist ausgeführt worden.

[Statt aller Zusätze, darf ich den Leser, der nähern und gründlichen Unterricht über diesen Gegenstand wünscht, bloß auf Hrn. Nicolai's Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über dessen Geheimniß, verweisen, wovon die zweite Auflage zu Berlin und Stettin, 1782, in zwei Theilen, 8. herauskam. Die Gründe des Thomasius findet man daselbst, Th. I. S. 15 ff., geprüft und widerlegt. — E.]

Theater. Matthäus (de rer. invent. p. 27.) sagt: *Antimachus* Aegyptius, qui de situ orbis scripsit, primus statuit, ne quis, propria adpellatione in comoedia nominaretur. — Dies ist falsch. Der Antimachus, aus Heliopolis in Ägypten, welcher eine Kosmoporie in 3780 Versen geschrieben hat, welche Suidas anführt, ist ein weit jüngerer Dichter, als Antimachus, mit dem Zunamen Psekas (der Sprudler, von ψεκαζειν, besprengen, ψεκας, der Thau, ein Tropfen), welcher das gedachte Gesetz, welches die mittlere Komödie hervorbrachte, soll gegeben haben. Von diesem Antimachus s. den Suidas, oder, aus dem Suidas geschöpft, den Scholiasten des Aristophanes, ad *Acharnenses*; und von dem Gesetze selbst den Petit, in Commentar. ad Leges Atticas.

[Der Name Antimachus kommt sehr häufig vor, und es giebt drei verschiedene griechische Dichter, die ihn führten. Der eine war aus Kolophon, und lebte um die 93ste Olympiade, und schrieb eine Thebaide; der zweite, aus Heliopolis, wird vom Suidas erwähnt, ohne daß sein Zeitalter angegeben würde; der dritte, von dem hier die Rede ist, hatte den Beinamen ψεκας nicht deßwegen, weil er die, mit denen er sprach, wirklich ansprudelte, sondern metaphorisch, und, wie Lorenzo Crasso (Ist. de' Poeti Greci, p. 46.) sich ausdrückt: quod suos familiares

suis verbis et doctrina, tanquam minutissima pluvia, roris guttis simillima, disserens, paullatim rigaret. Denn so erklärt es Suidas selbst: ψεκας δε ἐκληθη, ἐπειδη προσεῤῥαινε τους ὁμιλουντας διαλεγομενος. Er setzt hinzu, daß einem gewissen Olympikus eben der Beiname aus der nämlichen Ursache gegeben sey. Und dieser Antimachus nun, ein Zeitgenosse des Aristophanes, verordnete, wie Suidas weiter sagt, daß man im Lustspiele Niemanden persönlich durchziehen sollte, welches viele Dichter von der Bühne abwendig machte, und vielen Schauspielern und Tänzern ihr Brot nahm. Einige sagten, er sey selbst ehedem Choregos gewesen, und habe hernach als Dichter die Tänzer und Schauspieler verächtlich behandelt. — Der Scholiast des Aristophanes (ad Acharnens. v. 1149.) sagt: ἐδοκει δε Ἀντιμαχος οὑτος ψηφισμα πεποιηκεναι μη δειν κωμῳδειν ἐξ ὀνοματος. — Petit handelt in seinem Commentar. ad Leges Atticas, L. I. Tit. I. §. XXXVI. (in der Jurispr. Rom. et Att. T. III. L. B. 1741. fol. p. 151 ss.) umständlich von diesem Gesetze, welches so lautete: Μη κωμῳδειν ἐξ ὀνοματος. Nemini in Comoedia expresso nomine convicium facito. Es wird desselben auch beim Hermogenes περι στασεων (Sect. 13. p. 75.) gedacht; und beim Horaz in der Epistel an den Augustus, v. 145 ss.

Fescennina per hunc inventa licentia morem
Versibus alternis opprobria rustica fudit —
— — — — — quin etiam Lex
Poenaque lata, malo quae nollet carmine quenquam
Describi.

Vergl. die Epistel an die Pisonen, v. 281 ss. — Petit setzt die Abfassung und Einführung dieses Gesetzes in die 97ste Olympiade, weil nach derselben Aristophanes seine Lustspiele, Kokalus und Äolosikon, geschrieben habe, in denen, wie in der ganzen neuern Komödie, kein Chor vorgekommen sey. Vielleicht aber ist eher die zuletzt angeführte Stelle des Horaz, besonders in den Worten:

— — — lex est accepta, chorusque
Turpiter obticuit sublato jure nocendi,

mehr von dem spätern Übergange der mittlern Komödie in die neuere, als der alten zur mittlern zu verstehen, da man in der neuern auch das αὐτοπροσωπως κωμῳδειν, oder die Aufstellung wirklicher Personen unter fremden Namen, abschaffte, welche die mittlere Komödie, zur Ausflucht des Gesetzes, sich noch erlaubt hatte; obgleich Petit meint, daß auch die mittlere Komödie diese Aufstellung nicht mehr gehabt habe, und sich deßhalb auf eine Stelle in den Excerpten des Platonius beruft. — E.]

Theodorus. Ein tragischer Schauspieler zu den Zeiten des Aristoteles. Dieser gedenkt seiner in dem siebenten Buche der Poetik, Kap. 17, wo er von der Gewalt der ersten Eindrücke redet. Auf diese, sagt er, sah ohne Zweifel Theodorus, wenn er nicht zulassen wollte, daß ein anderer Schauspieler, wenn es auch einer von den allergeringsten gewesen wäre, vor ihm auf die Bühne treten durfte, *ὡς οἰκειουμενων των θεατων ταις πρωταις ἀκοαις*, weil die Zuschauer, was sie zuerst hörten, auch sich zuerst geläufig machten, so daß sie das Nachfolgende, wenn es auch besser wäre, bloß dadurch, daß es anders sey, befremde. — Ohne Zweifel war Theodorus ein Protagonist, das ist, einer, der die ersten Rollen spielte; und wenn die erste Rolle das Stück nicht anfing, so machte er ohne Zweifel unter der Maske auch die Nebenrolle, die es anfing, um den Zuschauer sofort an seine Stimme und an seine Deklamation zu gewöhnen.

In dem Verzeichnisse der berühmten Männer dieses Namens, die Diogenes Laërtius (L. II. §. 103. 104.) anführt, finden sich zwei, wovon einer dieser Theodorus ohne Zweifel gewesen ist; der vierte nämlich, *οὗ το φωναστικον φερεται βιβλιον παγκαλον*, cujus fertur libellus de vocis exercitatione perpulcher; oder der zwanzigste, *ποιητης τραγῳδιας*. Jenes Werk würde sich zu seinem Eigensinne, auch den Vortheil des ersten

Eindrucks bei der Deklamation mitzunehmen, sehr wohl schicken. Doch kann er eben sowohl der letzte gewesen seyn, wenn nicht etwa beide eine und eben dieselbe Person seyn sollten. Denn wenigstens nennt Älian (Hist. var. L. XIV. c. 40.) den Theodorus, welchen Alexander Pheräus die Ärope so rührend spielen sah, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und daher aus dem Theater zu gehen für gut befand, gleichfalls τραγῳδιας ποιητην. Und da Alexander Pheräus ein Zeitverwandter des Aristoteles war, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieser Theodor eben der ist, dessen Aristoteles gedenkt. — Menage, in seinen Anmerkungen zum Diogenes Laërtius, führt aus dem Hesychius eine Stelle an, in welcher eines komischen Schauspielers oder komischen Dichters gedacht wird, der den Zunamen Πελεθοβαψ geführt habe. (Was das heißen soll, verstehe ich nicht, und müßte die Stelle in der neuen Ausgabe des Hesychius nachsehen.) — Seines Grabmals gedenkt Pausanias (L. I. c. 37.), und sagt dabei, daß er für den besten tragischen Schauspieler seiner Zeit sey gehalten worden. — Von seiner Frau s. Plutarch (L. IX. Sympos. Quaest. 1.) Auch gedenkt derselbe seiner in dem Buche vom Eigenlobe, daß er zu dem komischen Schauspieler Satyrus gesagt habe, es sey nicht zu bewundern, wenn man die Zuschauer zum Lachen, wohl aber wenn man sie zu Thränen und zum Weinen bewege.

[Diogenes Laërtius in dem Leben des Aristippus (L. II. c. 8. §. 19.) führt zwanzig Personen an, die den Namen Theodor geführt haben. Vermuthlich ist der zwanzigste der hier gemeinte, wie auch Lorenzo Crasso (Istoria de' Poeti Greci, p. 502) annimmt. — Älian setzt in der angeführten Erzählung noch hinzu: Alexander, ein Fürst der Pheräer, habe sich hernach beim Theodor entschuldigt, daß er nicht aus Geringschätzung weggegangen sey, oder um ihn zu beschimpfen, sondern weil er sich geschämt habe, durch eines Schauspielers Leiden so gerührt zu werden, und bei dem Elende seiner Unterthanen ungerührt zu bleiben. Eben diese Erzählung findet man beim Plutarch, de fortuna Alexandri Or. II. und in der Lebensbeschreibung des Pelopidas; nur daß da die Trojanerinnen des Euripides als das Trauerspiel genannt werden, welches diese Wirkung hervorbrachte, und daß der Name des tragischen Schauspielers nicht ausdrücklich genannt ist.

Der Artikel beim Hesychius ist folgender: *Πελεθοβαψ. Θεοδωρος ὁ Κωμικος ὁ ὑποκριτης οὑτως ἐπεκαλειτο. τινες δε ποιητην αὐτον φασι γεγονεναι.* In der neuesten und besten Ausgabe des Hesychius von Joh. Alberti (L. B. 1766. 2 Voll. fol.) T. II. col. 904, finde ich dazu folgende Noten: 24) *Πελεθοβαψ.* Ex *πελεθοβαφος. Guyet.* vel pro *σπελεθοβαψ.*

G. Vid. v. Ὀγκοπελεθιαν, v. Πελλια, et H. Steph. Ind. v. Πελεθος. 25) ὁ Κωμικος insertum. Vid. Perizon. ad Aelian. V. H. p. 917. et Menag. in Diog. Laërt. II. 104. Bei dem Worte πελλια setzt Hesychius σπελεθοι. Und wenn also πελεθοβαψ soviel ist als σπελεθοβαψ, so hieße es wohl so viel als Anschwärzer. — E.]

Tragische Subjekte. 1. „In Gothia meridionali spectantur duo tumuli, ingentibus saxis, cipporum loco, imposita habentes duorum *fratrum* corpora, quibus ab auspice in prima adolescentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declinaturi peregrinationem ad remotissimas contrarias orbis partes suscepere. In extrema senecta demum in patriam reversi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiisse speraret, non procul ab oppido Jonaco sibi invicem occurrunt ignoti, et salute ultro citroque dicta et accepta sub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipsi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt, animamque trahentes et fratres se agnoscentes, in mutuis amplexibus expirarunt." *Olaus* de Ritib. septentr. c. 31.

2. „Miles quidam, cum occiso spolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit, ac

detestatus bella civilia, semet ipsum ibi perimens fraterno corpori adjunxit." *Augustin.* de Civit. Dei, L. II. c. 25.

Hoc contigit, cum Cinna et Marius infesta signa ad urbem ducerent, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. *Livius*, L. 79. *Valer. Max.* L. V. dicit, militem Pompejanum occidisse fratrem, qui erat in exercitu Sertorii. *Livius* pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque potest; nam exercitus omnes fere erant Cinnae. V. *Coquei* Comment. ad l. c.

3. Tragische Subjekte, die ich zum Theil entworfen, zum Theil schon auszuarbeiten angefangen habe, sind: Faust, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4. Mathildis, eine Schwester Edgar's, Königs von Schottland, hatte sich dem Klosterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt sie zur Gemahlin. Sie weigert sich. Endlich wird sie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als sie sah, daß sie ihr Gelübde der Keuschheit brechen mußte, verwünschte sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen sey. *Zwingl.* Theatr. Vitae, p. 188.

5. Die Demostraten, beim Plutarch, wären ein tragischer Stoff, wie die Horazier. Sie stritten wider den Kritolaus und seine zwei Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit

zwischen ihren Landsleuten, den Phenäern und Tegäern, gedauert hatte.

6. Wenn man das tragische Ende Karls I., Königs von England, unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt und hingerichtet wurde. S. Histoire moderne, T. III. p. 78; oder des *de l'Isle* Relat. Hist. de Siam.

7. Dahomira, Gemahlin des Königs Wratislaus von Böhmen, würde eine gute tragische Heldin seyn. Ihr Haß gegen das Christenthum, und gegen ihren ältesten Sohn, weil er zu gut Christ war; die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder Boleslaw, die auf ihr Anstiften geschah; die Tradition, daß sie in Prag lebendig von der Erde sey verschlungen worden, sind lauter Umstände, die Quellen des Schreckens und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

8. Epponina, des Sabinus Gemahlin, unter dem Kaiser Vespasian, lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle. Beide aber wurden von dem Kaiser doch zuletzt umgebracht. S. *Plut.* in Eroticis, der sie Empone nennt. *Tacit.* Hist. L. IV.

9. Cinnadon, ein junger Spartaner, und dessen Verschwörung gegen die Ephoren, aus blo-

ßem Ehrgeize, keinen über sich zu wissen. *Aristot.* Polit. L. V. c. 7. *Xenoph.* Hellen. L. III.

[Über die unter Nr. 3. angeführten tragischen Subjekte sehe man die Vorreden zu den beiden Theilen von Lessing's Theatralischem Nachlaß, und die Bruchstücke der drei ersteren, nebst anderen, im theatral. Nachlaß. — E.]

Troja. Man bildet sich gewöhnlich ein, daß die Griechen, nachdem sie Troja zerstört hatten, sämmtlich wieder heimgereiset wären, ein Jeder nach seinem Lande. Ovid hingegen nimmt sehr wahrscheinlich an, daß eine griechische Kolonie da geblieben sey, wenn er die Penelope an den Ulyß schreiben läßt (Heroid. Ep. I. v. 51.):

Diruta sunt aliis, uni mihi Pergama restant;
Incola captivo quae bove *victor* arat.

[Es möchte wohl vergeblich seyn, über diesen von Ovid als wahrscheinlich vorausgesetzten Umstand irgend eine historische Aufklärung zu hoffen. Der gewöhnlichen Angabe nach, die auch von Herodot, Thucydides und Justin bestätigt wird, wurde die Seeküste, achtzig Jahr nach Troja's Eroberung, von griechischen Kolonien angebauet, und die inneren Theile unterwarfen sich der wachsenden Macht der Lydier, deren Waffen sich über die sämmtlichen schönsten Provinzen von Kleinasien verbreiteten, und sie eroberten. S. Gillies's Gesch. von Altgrie-

chenland, Übers. Th. I. S. 54. — Eine Stelle beim Lukan (Pharsal. L. IX. v. 959 ss.) scheint freilich das Gegentheil von dem zu sagen, was Ovid voraussetzte:

Jam silvae steriles et putres robore trunci
Assarici pressere domos, et templa deorum
Jam lassa radice tenent; ac tota teguntur
Pergama dumetis; etiam periere ruinae.

In dem letzten angeführten Verse Ovid's liest Heinsius *accola* für *incola*. — E.]

V.

Venedig. Die jährliche Vermählung des dortigen Dogen mit dem Meere ist bekannt. Apostolius (Proverbior. Cent. I. 54.) erzählt, daß die Venetianer sonst auch eine ähnliche Verbindung mit den Dohlen eingegangen, damit sie ihren Saaten nicht schaden sollten. Ob man in Venedig noch diese Gewohnheit hat? oder warum sie abgekommen ist?

[So, wie Apostolius diesen Gebrauch erzählt, liegt dabei nicht das Bild einer Vermählung, sondern bloß eines Bündnisses zum Grunde. Gegen die Saatzeit, sagt er, pflegten die Veneter den Dohlen Geschenke von Opferkuchen zu schicken, um sie damit zu bewegen, ihrem Getreide nicht zu schaden. Sie schickten alsdann einige Schwärme Dohlen aus; und wenn diese

die dargebotene Gabe kosteten und verzehrten, so versprachen sie sich ein fruchtbares Jahr; verschmähten sie aber das Opfer, so fürchteten sie Hungersnoth. — Ich habe von diesem Histörchen keine anderweitige Nachricht auffinden können; und daß dieser Gebrauch, wenn er je da gewesen, längst abgekommen sey, ist wohl kein Zweifel. Selbst Apostolius redet davon schon in der vergangenen Zeit. — E.]

Venusseuche. Ich kann beweisen, daß die Venusseuche eher in Spanien grassirt hat, als man gemeiniglich annimmt; nämlich weit eher, als Columbus zum erstenmal aus Amerika zurückkam; und dieses zwar aus einem Briefe des Petrus Martyr.

Sonst, denke ich, pflegen die Arzneigelehrten auch anzunehmen, daß die Gonorrhöe, welche den Alten bekannt gewesen, nicht so bösartig, und daher mit der venerischen Gonorrhöe gar nicht zu vergleichen müsse gewesen seyn. Indeß finde ich beim Firmikus (L. VI. Matheseos, s. de vi et potestatibus stellarum) gonorrhoïcas mortes, und auch L. II. eines dadurch verursachten Todes erwähnt. Eine Folge des unvenerischen Samenflusses möchte aber der Tod wohl nicht seyn können.

Wäre nicht auch die Krankheit des Kaisers Justinian in Betracht zu ziehen, welche Prokopius (Anecd. p. 16. edit. Alem.) eine sehr schwere

Krankheit nennt? Denn wie Metaphrastes in vita S. Sampsonis Patricii Romani, a quo adhuc vivo mirifice Justinianus sanatus est, sagt, so war diese Krankheit an den Schaamgliedern, und bestand aus Geschwüren in der Blase: των αιδοιων αυτῳ πονηρως ἐχοντων, και της κυστιος ἑλκει χαλεπῳ κακωθεισης, pudendis vitio affectis, et graviter ulcerata vesica. V. Not. hist. *Alemanni*, p. 8.

Auch wäre zu untersuchen, worin eigentlich die pestis inguinaria bestanden habe, die unter Pelagius, dem zweiten Bischofe zu Rom, ums Jahr 580. herrschte? Pelagius starb selbst daran. V. *Dresserus*, p. 2.

[Über die Geschichte und Entstehung der Lustseuche in Europa war Lessing schon längst Willens, eine besondere Untersuchung anzustellen; er gab aber diesen Vorsatz auf, als er erfuhr, daß Hr. Dr. Hensler gleichfalls damit umging, und, wenn ich nicht sehr irre, theilte er diesem seinem würdigen Freunde seine bisher angestellten Untersuchungen mit. Jetzt ist, wie bekannt, von dieses sehr scharfsinnigen und erfahrenen Arzneigelehrten Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Europa ausbrach, der erste Band zu Altona, 1783. 8., und des zweiten Bandes zweites Stück, zu Hamburg, 1789. 8., letzteres auch unter dem eigenen Titel: Über den West-

indischen Ursprung der Lustseuche, herausgekommen. Noch weitläuftiger, und reich an gelehrten Untersuchungen, ist Hrn. Dr. Christoph Girtanner's Abhandlung über die venerische Krankheit; Göttingen, 1788. 89. 3 Bde. 8. Beide Schriftsteller sind über diesen Gegenstand in einen gelehrten Streit gerathen, der vermuthlich zur größern Aufklärung der ganzen Sache beitragen wird. Unter anderen wurden auch die Nachrichten des Petrus Martyr, auf die sich Lessing beruft, von beiden näher geprüft. Man vergleiche die Allg. Litteraturzeitung vom J. 1789. Nr. 308 und 309, wo am Schluß der Rezension aus der ganzen Sache, so wie sie jetzt liegt, folgende Resultate gezogen werden: 1) Daß die Lustseuche in Europa erst seit 1495 bekannt sey, muß man zur Zeit so lange für gewiß annehmen, als das höhere Alterthum derselben noch nicht durch zuverläßigere Gründe, als bisher geschehen, erwiesen ist. 2) Gewiß ist es, daß die Lustseuche 1496 auf Hispaniola geherrscht hat. 3) Unerwiesen aber ist es noch zur Zeit, daß sie im Jahre 1493 bei Columbus erster Rückreise von dieser Insel nach Europa sey gebracht worden. — E.]

Vettori. Seine Dissertatio Glyptographica, s. Gemmae Duae Vetustissimae, emblematibus et graeci artificis nomine insignitae,

quae extant Romae in Museo Victorio, explicatae et illustratae, ist zu Rom 1739. in 4. gedruckt, und enthält 32 Kapitel:

1. *De praestantia sculpturae gemmarum antiquarum.* Da er die Edelsteine nennt, auf welche die Alten geschnitten, setzt er hinzu: Adamus quoque, ceteris excellentior atque durissimus, occurrit quandoque impressa imagine suspiciendus. (p. 1.) Aber ohne ein Exempel anzuführen.

Er gedenkt des Mnesarchus, des Vaters des Pythagoras, den Laërtius *δακτυλιογλυφον* nennt, und meint, er sey ein Edelsteinschneider gewesen. Pythagoras starb als ein achtzigjähriger Mann in der 77sten Olympiade; und um diese Zeit, wie ich in den Antiquarischen Briefen gezeigt habe, wurden die Petschaftringe von geschnittenen Steinen erst in Griechenland bekannt. Folglich kann der Vater des Pythagoras wohl kein Edelsteinschneider gewesen seyn, sondern er wird nur Siegelringe gemacht haben, etwa von Metall. Man sehe indeß die Stelle des Apulejus unter Gemmen.

2. *Qui primi gemma inciderunt.* Auch Vettori sagt gerade wie Klotz: gemmas autem vetustissimi hominum scalpserunt Aegyptii, post illos Etrusci, denique Graeci, ac demum Romani. Er giebt ein alphabetisches Verzeichniß aller alten Steinschneider aus dem Werke des Stosch, und

fügt die bei, die Gori hernach entdeckt hat. S. oben den Artikel Gemmen.

3. *De Aulo, gemmarum sculptore, et de gemmis ab eo insculptis.* Außer den fünfen, welche von diesem Künstler in dem Stoschischen Werke vorkommen, und von denen sich zwei auch im Mus. Florent. finden, nennt Gori (T. II. p. 10. Class. 1.) einen sechsten, anaglyptici operis Chalcedonio excisi, quod in Museo Capponio Romae adservatur. Ein siebenter ist der, dessen Joh. Faber in den Commentariis ad Imagines Virorum Illustrium, p. 67, gedenkt, worauf ein Kupido, der einen Schmetterling an einen Baum spießt, befindlich ist. Aber Faber nahm den Namen Aulus für den Vornamen des Brutus. — Der achte endlich ist der, den Vettori hier beschreibt.

4. *Descriptio gemmae Musei Victorii ab eodem Aulo caelatae.* Eine sitzende Venus, die auf dem ersten Finger der rechten Hand ein Stäbchen im Gleichgewichte hält, nach welchem ein Amor aufspringt, um es mit beiden Händen zu erhaschen. Darunter steht *AYΛOC.* Der Stein ist ein Achat.

5. *De Achate gemma, qua usus est Aulus. Veterum opiniones recensentur circa hanc gemmam.* Die Farben dieses Achats sind sehr matt: absumto enim igne cadavere, quocum in antiquo sarcophago reperiri contigit a. 1735, an-

nulus quoque cum pretioso lapillo semiustus fuit. Doch ist er nicht so verdorben, daß man nicht jetzt noch damit siegeln könne.

6. *Usus ac consuetudo comburendi gemmas una cum cadaveribus mortuorum expenditur ac illustratur.* Es wird dieser Gebrauch vornehmlich aus einer Stelle des Properz (L. IV. El. 7.) erwiesen, wo von der verstorbenen Cynthia gesagt wird:

Et solitum digito Beryllon adederat ignis.

7. *Disquiritur conditio antiquae gemmae possessoris. Quid indicent Veneris imagines in gemmis insculptae, aperitur.* Auch Vettori hält hier die Daktyliotheken beim Plinius für Sammlungen von geschnittenen Steinen.

8. *De inauribus, ab Aulo, gemmae sculptore, Venere tributis.* Er glaubt mit dem Buonaroti: quod foeminarum imagines, cujuscunque sint ordinis, ideo inauribus, et nonnullis aliis ornamentis, priori aetate omnino destituantur, licet ipsae, dum vitam viverent, iisdem continuo uterentur. Consuetudo etenim percrebuerat, deabus tantum, quas putabant, notam fortasse singularem, inaures, aliosque muliebres ornatus, tribuere. Er glaubt daher sogar, daß beim du Cange und Banduri, wo dergleichen Ohrgehenke an sterblichen Weibern zu sehen sind, sie ein Zusatz des Abzeichners wären. Aber das ganze Vorgeben ist, wie ich glaube, falsch,

welches auch Winkelmann irgendwo schon erinnert hat.

9. *De monili, Veneri circa collum opposito.* Nach dem Isidor (Origg. L. XIX. c. 31.) kommt *monile* a *munire*, und es werden omnia ornamenta matronarum, quicquid illis muneri datur, darunter verstanden. Doch wird monile e gemmis für einen Halsschmuck für Pferde gebraucht. *Sueton.* in Calig. c. 55.

10. *De armillis circa manus et brachia, Veneris imagines honestantibus.*

11. *Ancillae, quae inaures, armillas, monilia, aliaque ornamenta muliebria servabant, quomodo dicerentur a veteribus.* Sie hießen *sarcinatrices, a mundo muliebri, a monili, ab armillis,* u. s. f. Sie sind unterschieden von den ornatricibus und ancillis ab ornamentis.

12. *Eadem ornamenta in sacris imaginibus a Christianis usurpata; et quare?*

13. *Describitur vas vitreum Musei Victorini, in quo mulier spectatur in Elysiis, et ejus ornamenta indicantur.*

14. *Aliud vas vitreum antiquum ejusdem Musei, in quo imagines ornatae monilibus sunt expressae.*

15. *De baccis sive flosculis propendentibus ab extremitatibus pallae seu veli, quo Venus in gemma obducitur in inferiori parte.* Er merkt davon weiter nichts an, als daß diese Büschel oder

Flocken auch an den Kleidern der Hetrurier in *Dempsteri* Etruria Regali und *Gorii* Museo Etrusco zu sehen sind.

16. *De ludo, quem ludere videtur Venus in gemma, aliisque nonnullis ludis puerilibus veterum, a Philosophis, Regibus, Imperatoribus et Diis gentium usurpatis.* Gerade von dem Spiele, mit welchem sich die Venus hier die Zeit zu kürzen scheint, von dem Balanciren, findet man bei alten Schriftstellern nichts. Dagegen aber von anderen, z. B. de ludo digitorum, welches Nonnus (Dionys. L. 33.) den Hymenäus und Kupido mit einander spielen läßt: quem ludum *Cicero* et *Varro* dixerunt: *micare digitis*, h. e. *digitis sortiri*, ut observat *Nonius Marcellus* in Libro de Proprietate Sermonum. Nostra aetate in Italia vulgus appellare consuevit *la Morra.*

17. *Quid Aulus indicare voluerit per hanc ludi speciem in figura Veneris?* Er sagt: librata Veneris indice et circumducta, ne capiatur ab avido Amore virga, ludum videtur exprimere, quo illum industria et conatu adsequens, imperium in amantem, seu potestatem, quae per virgam indicatur, praemii loco accipiat.

18. *Quare veteres ethnici ludos consulerent, ac saepe in gemmis exprimerent, investigatur.* Er meint, um sich zum Vergnügen und zur Freude dadurch aufzumuntern.

19. *Exponuntur nonnullae veteres inscriptiones, quae de officio* a voluptatibus *meminerunt.* Sie heißen auch a rationibus voluptatis, und scheinen die Besorgung aller Ergötzlichkeiten der Herren über sich gehabt zu haben. Unter den späteren Kaisern kommen sogar tribuni voluptatum vor.

20. *Vetustus alius titulus illustratur.* Unter den Aufschriften in dem gemeinschaftlichen Grabe der Freigelassenen und Knechte der Livia Augusta befand sich auch eine auf einen Amianthus, der Liviae ad Venerem heißt. Dieses haben einige erklärt: qui Liviae fucum pararet, et ea, quae ad venustatem oris affectandam conducunt; und anders. Er aber erklärt es aus dem Bianchini und Gori, welche beide gedachtes Grabmal erläutert haben, pro Aedituo Liviae templo Veneris addicto.

21. *In antiquis gemmis mysteria frequentissime occultantur.* Er erläutert dieses an einem alten Karneol, worauf ein Todtenkopf, ein rundes Brot, ein prächtiges Halsband, und totus talorum ludus, vier Knöchel, die die Alten statt der Würfel brauchten; und meint, daß darin die Ermunterung ausgedrückt sey: Ergo vivamus, dum licet esse bene!

22. *Gemma ab Aulo sculpta, saepe ab aliis antiquis sculptoribus eodem typo repetita.*

23. *De caelatura inferioris aevi pertinente ad illustrationem gemmae Victorianae.*

24. *Sculptores complures, qui gemmas inciderunt aevo inferiori, in obscuro.* S. den Artikel Gemmen, Nr. VI.

25. *Georgius Vasarius laudatur, qui ab eo memorantur caelatores, indicantur, aliique proferuntur in lucem.* Ebendas.

26. *De sculptoribus gemmarum nostra aetate florentibus.* Ebendas.

27. *De Auli gemma, eodem typo a recentioribus iterato insculpta*, aliorumque veterum gemmarum caelaturis, ab iisdem saepe repetitis, et earum maxime, quae antiquorum sculptorum nominibus insignitae sunt. — Natter kopirte im J. 1736 diese Venus des Vettori, und machte eine Danaë daraus, die mit der ausgestreckten Hand den goldenen Regen erwartet. Natter selbst erzählt das in der Vorrede seines Werks; aber er leugnet, daß er den Namen Aulus deßwegen auf seinen Stein gesetzt habe, um ihn desto theurer zu verkaufen, welches ihm Vettori hier Schuld giebt.

28. *De modo caelandi gemmas. Veteres usos esse microscopio, sive lente vitrea, demonstratur.* Aus diesem Kapitel sehe ich, daß Christ's Meinung von der Diamantspitze ihm gar nicht eigen gewesen sey. Sie gehört dem Vet=

tori, der es sogar beschreibt, wie mit der Diamantspitze gearbeitet worden, und es ohne Zweifel von Künstlern selbst gesehen hatte. Gemmarum caelatores, schreibt er S. 100, ad eas incidendas vel *Adamantem* vel *Rotam* adhibere solent. Siquidem in summitate styli sive axiculi, qui ferreus est, tenuis, nec palmarum longitudinem adsequitur, scobem sive frustulum adamantis ita componunt, ut moveri nequeat, dum opus sculpturae perficiunt, quod agunt, sola cuspide adamantis gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt, et smiridis pulvere inficiunt gemmam, sicque juvant adamantem. De his fragmentis inquit *Plinius:* Expetuntur etc. et *Marbodus:*

Hujus fragmentis gemmae scalpuntur acutis.

Hierauf beschreibt er die Art und Weise mit dem Rade, wobei er auch den Mißbrauch anmerkt, die eisernen Instrumente, welche in das Rad gesetzt werden, das Rad zu nennen: Invaluit vero per abusum consuetudo, *rotas* appellare (quas dicunt etiam *rotini*) ferreos quosdam parvulos stylos, non chalybeos, neque igne temperatos, etc. Und wenn er sagt, daß die Steine an einen Handgriff geküttet werden müßten, um sie bequem an das Rad zu halten, so setzt er hinzu: idem omnino firmandae gemmae modus in usu est, si *adamantem*, non *rotas*, adhibeat. — Hierauf

sagt er, wie nöthig zu dieser Arbeit das Vergrößerungsglas sey.*) — — —

29. *De gemma, a* Quinto Alexa *insculpta, quae Achillem exhibet armis instructum. Item de Sardonyche.* Dies ist die zweite Gemme, die in diesem Werke erläutert wird. Auf der Area steht in drei Linien *Κοιντος Ἀλεξα ἐποιει.* Gori, im Mus. Flor., hatte dieses Steins schon erwähnt. — Zuletzt sagt Vettori, daß die Alten am liebsten lebhafte und kriegerische Leute und Thaten auf den Sardonyx geschnitten hätten, weil sie in der Meinung gestanden, dieser Stein habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, und Muth einzuflößen. — Quod Achillem, ut ipsi putabant, potissimum deceret Sardonyche, et pariter eos omnes, qui res bellicas tractant, vel bellicis negotiis adsuescunt. Dieser Stein ist aber eigentlich nur ein Fragment, auf welchem bloß die Beine des Mars und die Schrift sichtbar sind; das andere ist von einem neuen Künstler ergänzt worden.

30. *De Ocreis, quibus Achilles indutus est circa tibias.* Festus (de verb. signif.) sagt: *Ocrem* antiqui montem confragosum vocabant — unde fortasse etiam *ocreae* sunt dictae inaequaliter tuberatae. Jenes alte Wort *ocris* hat mit

*) Was Lessing wider diese Meinung hier erinnert, übergehe ich, weil er von dem allen schon in seinen Antiquarischen Briefen Gebrauch gemacht hat. E.

unserm deutschen Hocker, welches nicht bloß einen Buckel, sondern auch einen Berg bedeutet, die vollkommenste Gleichheit. Frisch hat es nicht gekannt, sondern leitet Hocker von hoch ab.

31. *De nomine Quinti Alexae. Disquiritur, an aliqui sculptores a Plinio memorati artem quoque insculpendi gemmas calluerint.* Plinius gedenkt eines Alexa, eines Bildhauers aus der 87sten Olympiade, welcher ein Schüler Polyktet's war; und da dieser letztere unter den alten Steinschneidern vorkomme, und Plinius selbst von ihm sage, daß er kleine Werke gearbeitet habe, so, meint er, könne sein Schüler Alexa gar wohl der Meister dieser Steine gewesen seyn. Aber alsdann möchte ich nur fragen: Wie kam er zu dem Vornamen Quintus, welcher lediglich ein römischer Name ist?

32. *De inaequalitate, quae in aversa parte utriusque gemmae illustratae, et aliquando in plerisque aliis antiquis gemmis caelatis observatur.* Dieses Kapitel verdient, daß ich es ganz abschreibe:

„Utramque gemmam, a nobis hactenus illustratam, rem observatione dignissimam, nec tamen ad hanc diem observatam, continere deprehendimus, quum partes caelaturae oppositas inspexerimus. Superficies enim postica unius, alteriusve, maxime laevigata et

expolita est; verum alicubi tuberata, atque etiam excavata. Illud autem nonnulli contemplantes, incuriae vel negligentiae veterum scalptorum facile tribuere non verentur; ita ut, si qua hujus operis antiqua gemma caelata in manus eorum inciderit, qui aureis annulis ad ornandos digitos solummodo inserere student, vel pro sigillis ad horologia adpensis utuntur (ut nostri aevi fert usus, caetera non improbandus), aversam partem vel complanare statim faciant, vel obduci imperent artificibus, ornato flexilibus cauliculis, et maeandris, vel ex auro puro, vel encausticis aureo operculo, ut vitium vetustarum gemmarum, quod ipsi putant, sive emendent, sive emendasse videantur. Res autem non ita se habet: etenim solertissimi hominum fuere, qui gemmas inciderunt, atque eas suo nomine signarunt, quod vel ex nostra dissertatione satis superque licet intelligere, si consideretur quam minimus eorum numerus, qui hanc spartam adornarunt, cap. 2. descriptorum. Igitur id omnino versantes, ac saepenumero hujusmodi gemmas, in altum elatas, contra lucem inspicientes, novimus, atque in eis animadvertimus, non sine admirationis nota, maximam coloris aequabilitatem; adeo ut eodem colore transluceat imago insculpta, quo pariter area transparet; quod inventum et pulchrum visu,

et commendabile ac suspiciendum est. Hinc argumentum rectumque judicium proferri licet, quam profunde lateque omnes artis recessus ac praestantiam callerent iidem ipsi gemmarum caelatores, quos summos viros appellare non dubitamus; et eas gemmas, quae peculiari hoc raritatis specimine distinguuntur (demto *versatilis rotae* periculo, qua male feriati et imperiti homines cunctas indistincte expolire, laevigare et complanare solent) in posterum maximi faciendas esse censemus. Quo monito, uti spectabiliores hac nostra aetate et insequentibus omnes vetustae caelaturae fiant, magno rei antiquariae bono, atque emolumento, feliciter auspicamur."

[Dieser lange Artikel ist zwar fast durchgehends nur Excerpt; indeß habe ich ihn mit aufgenommen, weil die Abhandlung des Vettori selbst in den Händen weniger Leser seyn wird, und das, was Lessing hier und da angemerkt hat, doch nicht so ganz unerheblich ist.

Von dieser Abhandlung des Cav. Francesco Vettori sehe man auch den Mariette, Tr. des pierres grav. T. I. p. 264, wo er von den Lebensbeschreibungen berühmter Steinschneider redet, welche Vasari im zweiten Bande von der Wiederherstellung der Kunst an, bis ungefähr 1568, geliefert hat, und dann fortfährt: Mr. le Chevalier *François Vettori*, qui a pris la

plume en 1739, pour suivre ce que *le Vasari* avoit commencé, continue cette histoire jusqu'à nos jours. On s'apperçoit aisément que les mémoires lui ont souvent manqué; ce morceau, dans ce qu'il présente, est néanmoins curieux, et mérite d'être lû: il est amené presque sans dessein, dans cette dissertation latine sur les pierres gravées, que j'ai annoncée il n'y a qu'un moment, (p. 263.) et dans laquelle l'Auteur paroît s'être uniquement proposé l'explication de deux pierres gravées de son cabinet. L'une de ces pierres, dont je donnerai dans la suite une déscription plus détaillée, avoit été trouvée à Rome parmi des cendres dans un sépulcre, en 1735. Elle portoit les marques d'avoir été brulée avec le corps de celui, à qui elle avoit appartenu; on y lisoit le nom d'un ancien artiste déjà connu par d'autres ouvrages: le travail en étoit très délicat; de toutes ces preuves réunies, il en résultoit, que la gravure étoit véritablement antique, et M. *Vettori* faisant sur cela ses reflexions, gémit de la friponerie des Brocanteurs, qui très souvent vendent aux curieux des copies modernes pour des originaux antiques, et qui, pour les accréditer davantage, y font mettre encore des noms Grecs; car depuis quelque tems ces sortes

de noms sur les pierres gravées sont devenus fort en régne. Mais quelque mauvaise que soit cette ruse, et quoiqu'elle ne soit ni permise, ni excusable, ceux qui veulent être trompés, en se laissant séduire par des inscriptions qui n'ajoûtent rien à la bonté d'un ouvrage, méritent de l'être, et ne sont point à plaindre. — Die versprochene Beschreibung der einen Gemme liefert Mariette p. 415 ss., und sagt von der Abhandlung des Vettori: il est entré dans des détails fort curieux sur l'art de la gravure en pierres fines, qu'on ne trouve point ailleurs; und S. 416: *cette dissertation* contient l'histoire des graveurs modernes en Pierres fines, et le manuel de la gravure. — E.]

Äneas Vico. Landringer in seiner Diss. in Onychem Alexandri M. sagt: *Aeneae Vici* Monumenta ex gemmis et cameis a *Joanne Domenico de Rubeis* promulgata, apologismo accurato indigent. — Ich kann nicht erfahren, was für ein Werk dieses ist.

[Enea Vico, der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, ist durch seine numismatischen Werke, die man in *Hirschii* Biblioth. Numar. p. 134 s. verzeichnet findet, bekannt genug. Füeßlin, der von ihm als Künstler redet, sagt unter anderen, daß man auch 34 Blät=

ter von antiken geschnittenen Steinen unter seine Werke zähle, deren jedoch Basan, in s. Dict. des Graveurs, auf den sich Füeßlin deßwegen bezieht, nicht erwähnt, so wenig ich in dem gleichfalls von Füeßlin angezogenen Teissier das Verzeichniß von Vico's Werken auffinden kann. Jene Blätter wären es denn wohl gewiß, die Landringer meinte. Die Stiche wären wohl ohne Zweifel von Vico selbst; und de Rubeis oder Rossi, der sie herausgegeben, vermuthlich eben der Kunsthändler, der die Gemme antiche figurate des Maffei besorgte. — E.]

Violine. Leonardo da Vinci war zu seiner Zeit ein trefflicher Violinist, und stand sogar als solcher bei dem Herzoge zu Mailand, Lodovico Sforzia, in Besoldung. In seinem Leben aber, welches seinem Werke von der Malerei vorangesetzt ist, lese ich etwas, das mir sehr besonders vorkommt; nämlich, daß Vinci, um bei seiner Musik einen hellen Ton zu erlangen, sich eine Geige von Silber, wie einen Pferdekopf, machen lassen, und damit alle andere Violinspieler übertroffen habe.

[Beim Vasari heißt dies Instrument eine Art von Leier, die er selbst erfunden habe; und dieser Ausdruck wird von den Italienern so allgemein gebraucht, daß man eben so gut eine

Laute, oder Mandoline, und dergl. darunter verstehen kann. Eine Violine, wie die heutige, war es, auch die Form abgerechnet, wohl gewiß nicht, da dieselbe höchst wahrscheinlich nicht früher, als zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, erfunden ist. Die Viola oder Bratsche, von der jenes Wort ein Diminutiv ist, war schon früher da. S. *Hawkin's* Hist. of Music, Vol. IV. p. 116 und 340 ss. — Die Frage wäre nur noch, ob das Instrument des Leonardo da Vinci dadurch, daß es von Silber war, einen hellern Ton erhalten habe, als wenn es aus Holz gewesen wäre. Wenigstens gedenkt Baron in s. Untersuchung der Laute (Nürnb. 1727. 8.) einer Laute, die Jemand in Paris will gesehen haben, welche von gediegenem Golde, und 32000 Thaler werth gewesen; und setzt hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die Standesperson, oder der Maitre, wer er ist, mehr galant als kunsterfahren gewesen sey, weil sich solches Instrument mehr zum Ansehn, als zum wahren Gebrauch geschickt hat." Eine Laute, deren Körper von gediegenem Kupfer war, sah Baron in Leipzig, und fand, daß ihr Ton mehr mit dem Klange eines alten Hafens oder Topfes, als mit dem wahren Lautenklange überein kam. — E.]

Virgil. Es ist in der That keine geringe Ungereimtheit, wenn Virgil (Aen. I. v. 271.) den Jupiter zur Venus sagen läßt:

At puer Ascanius, cui nunc cognomen Julus
Additur, (Ilus erat, dum res stetit Ilia regno.)

Die Großmutter sollte das nicht gewußt haben? — Sollten diese Dinge aber auch die Leser erfahren, so hätte ihnen der Dichter wohl einen schicklichern Ort aussparen können. — Ich nehme diese Kritik von einem Mitgliede der Athenian Society, der des Ruäus Ausgabe vom Virgil recensirt. (S. The Young Student's Library, p. 466.) Aber wenn er hinzusetzt, er scheine hier dem Homer nachgeahmt zu haben, welcher, um seine Leser von den Gebräuchen der Götter zu unterrichten, den Jupiter zur Thetis reden lasse, als ob sie eben so wenig, wie die Sterblichen wisse, daß alles, wozu er mit seinem Haupt winke, unwiderruflich sey (Iliad. α. v. 525.): so glaube ich, daß zwischen beiden Stellen noch ein großer Unterschied ist. Jupiter sagt das nicht der Thetis als etwas Neues, sondern er verweist sie nur darauf, damit sie um desto weniger an seiner Bekräftigung zweifeln solle. Beim Virgil hingegen sagt der Umstand mit dem Namen ganz und gar nichts, wenn man nicht ein kahles Kompliment an den Augustus und die Familia Julia darin annehmen will; welches aber eben in dem Munde des Jupiter gar nicht erbaulich ist.

[Der erste Urheber der obigen Kritik scheint anzunehmen, daß die eingeschaltete Parenthese nicht Worte Jupiter's, sondern des Dichters, enthalte; ob er gleich selbst hinzusetzt: One might perhaps say, for the excuse of *Virgil*, that the *Nunc* shews, that this was *not* the Poet, who spoke. Denn darin läge freilich eine Ungereimtheit, wenn Virgil hier dem Jupiter gleichsam in die Rede gefallen wäre, um diese Notiz und dies Kompliment anzubringen. Daß Jupiter aber diesen Umstand der Venus nicht sowohl erst erzählt, als sie vielmehr daran erinnert, scheint mir doch so gar ungereimt nicht zu seyn; wiewohl der Dichter dabei vornehmlich den Leser, und noch mehr den August, im Auge hatte. Er kommt daher auch bald hernach, v. 290 ss. auf diesen Umstand geflissentlich zurück:

Nascetur pulchra Trojanus origine Caesar,
Imperium oceano, famam qui terminet astris:
Julius, a magno demissum nomen Julo.

— E.]

W.

Georg Willerius. Ein Augsburgischer Bürger und Buchhändler, welcher den ersten Meßkatalogus 1564 drucken ließ, nicht aber 1554, wie Heumann (Consp. Rei Lit. p. m. 144.)

und Gundling (Histor. Liter. p. 6036.) sagen. Man ersieht dieses aus der ersten Sammlung dieser Katalogen, welche zu Frankfurt ex officina *Nicolai Bassaei*, 1595. 4. besorgt worden. Vergl. *Miraeus* de Script. Sec. XVI. c. 127. — *Reimann* Biblioth. Acroam. Diss. Praelim. — Deutsche Acta Eruditor. Th. V. p. 419. — *Jo. Chr. Wendleri* Diss. de meritis reipubl. August. in rem lit. p. 9. — Thesaur. Biblioth. T. I. n. 1.

[In der sechsten Ausgabe von Heumann's Consp. p. 316. not. *a.* ist wenigstens das Jahr 1564 richtig angegeben, in welchem Georg Willer zu Augsburg den ersten Frankfurter Meßkatalogus druckte. S. auch Reimann's Einl. in die Hist. Lit. T. V. S. 765 ff. und dessen Biblioth. Hist. Lit. p. 96 s. Der Frankfurter Buchhändler Nikolaus Bassäus setzte dies Verzeichniß nicht nur von da bis 1592 fort, sondern gab ihm auch eine bessere Ordnung, nach den verschiedenen Sprachen und wissenschaftlichen Klassen. Der Leipziger Buchhändler, Henning Grosse, übernahm hernach die Fortsetzung von 1593 bis 1600, die hernach von seinem Sohne Friedrich, und dessen Sohn Johann Grosse, auch nach dessen Tode von den Grossischen Erben geliefert wurde, von denen dieser Verlag an die Weidmannsche Handlung kam. Manche von den Mängeln, die Reimann am zuerst angeführten Orte in Ansehung dieses Meßverzeich-

nisses rügt, sind demselben noch immer eigen geblieben. — E.]

Winkelmann. Bei der Erläuterung seiner Monumenti Antichi Inediti hat er, laut der Vorrede, S. 17, zwei Maximen zum Grunde gelegt. Die erste: nicht anzunehmen, daß die bildlichen Vorstellungen in den Werken des Alterthums müßig, und ohne bestimmten Endzweck sind; diejenigen Werke ausgenommen, in welchen man es deutlich sieht, daß der Künstler bloß nach seinem *capriccio* gearbeitet habe. Die zweite, daß in diesen Denkmälern irgend ein Subjekt dargestellt sey, dem man in der Fabel und in der Geschichte des heroischen Zeitalters nachspüren müsse. Diese Maxime ist es, welche Klotz, in s. Abh. v. geschn. Steinen, S. 125, bestreiten wollte. Aber er geht eben so damit zu Werke, wie mit meiner Assertion wegen der Furien. Er ist weit entfernt, auf den Geist und die Absicht, auf die Brauchbarkeit und das Licht einer solchen Behauptung zu sehen. Er hält sich schlechterdings an die Allgemeinheit des wörtlichen Ausdrucks, und glaubt, Winkelmann widerlegt zu haben, wenn er ihm recht viele einzelne Fälle entgegenstellt; er mag diese Fälle schon ausgenommen haben, oder nicht.

Sollte es aber wohl wahr seyn, was Winkelmann in eben dieser Vorrede, S. 16, von den alten guten Handschriften sagt? Sie wären, meint

er, von den Gelehrten schon dergestalt durchforscht, daß sie jetzt nichts weiter, als ausgepreßte Zitronen, ohne Saft, wären.

[Winkelmann's Worte aus der gedachten Vorrede will ich, weil seine Monumenti Inediti vielleicht wenigen Lesern zur Hand seyn möchten, ganz hierher setzen: „Il punto principale però, di cui credo dover render conto al Lettore, è il metodo che ho tenuto nello spiegare i monumenti che gli propongo: a che fare mi son prefisso due massime, la prima delle quali è di non supporre che gli antichi abbiano espresse immagini oziose con le lor opere, ma cose attenenti alla mitologia; e la seconda, di ridorre perciò le immagini stesse alla mitologia ed alla favola, e d'appormi a qual parte di essa si spettino quelle che ne presento. — La prima massima, di non supporre che le immagini effigiate nelle opere antiche sieno oziose, cioè senza obbietto determinato e cognito, non dico ai nostri ma ai tempi antichi, anzichè inventate per quel tal monumento, in cui elleno sono state espresse, non è, per vero dire, che una mia supposizione, ma può però considerarsi come l'avviamento alla seconda massima, tanto più certa, alla quale essa spiana la via. Sebbene non vuo' già io sostenere ad ogni costo, che gli artefici antichi

abbiano sempre camminato con la mira da me proposta, poichè il contrario ci si presenta da molte lor opere, le quali non ne mostrano che cose inventate a capriccio, e che non hanno alcuna relazione alla storia; ma dovunque non son segni manifesti di questo lor capriccio, ho sperimentato giovevole, per non dir sicuro, il partito, di tener salda la suddetta massima, sin che non vi rimanga apparenza del contrario. Imperciocchè rare volte fallisce la regola ch' io ne suggerisco, nelle immagini serie e punto non aventi del capriccioso e fantastico; vale a dire in quelle in cui non si scopre sfogata la fantasia dell' artefice con rappresentarne delle idee bizzarre, poichè quì egli è più probabile, che costui abbia prescelto un' argomento già cognito e stato prima di lui effigiato da altri, di quel ch' egli abbia voluto inventar cose simboliche e prive di relazione a certi determinati obbietti." — Winkelmann führt hierauf ein Beispiel zur Bestätigung dieses Grundsatzes an, und geht sodann zu dem zweiten über: daß in den alten Denkmälern gewöhnlich irgend ein Subjekt aus der Fabel oder aus der Geschichte des heroischen Zeitalters dargestellt sey, und führt davon verschiedene Beweise an, zeigt darauf den Nutzen und die Anwendung dieses Grundsatzes, und widerlegt end-

lich die Einwürfe, die sich dawider machen ließen. Natürlicherweise aber nimmt er davon alle den Kaisern errichtete Denkmäler, die Münzen der Könige, Städte u. dergl. aus. — Beide Grundsätze hatte er schon in seinen deutschen Werken über die Kunst vorgetragen und bei seinen Deutungen der Antiken befolgt; besonders in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. VII; und in dem Versuch einer Allegorie, S. 9 und 11. Gegen diese Äußerungen brachte auch Klotz eigentlich in der oben angeführten Stelle seiner Abhandlung über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, seine Einwürfe vor, die aber in nichts weiter, als einzelnen, und nicht einmal durchgehends entschiedenen, Ausnahmen von jenen Regeln bestanden, und wobei er diesen Regeln eine größere Allgemeinheit zuschrieb, als Winkelmann selbst ihnen gegeben hatte; besonders, wenn er S. 125 sagt: „Er macht nicht allein hiermit einen Schluß wider das Alterthum aller Steine, welche die römische Geschichte enthalten, sondern er beschuldigt auch diejenigen einer geringen Einsicht, welche in Erklärung erhobener Arbeiten und geschnittener Steine ihre Zuflucht zur wahren Geschichte, und sonderlich zu der römischen nehmen." Und hier argumentirte Klotz freilich eben so, wie gegen Lessing's Behauptung im Laokoon, daß die Künstler des Alterthums keine Furien gebildet hätten.

Lessing sagt darüber in seinen Antiquarischen Briefen sehr treffend: „Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheint uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelnen Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen; und wenn er findet, daß sie aus der Kollision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider."

Winkelmann's Behauptung von den alten Handschriften aber, S. XVI. eben dieser Vorrede, ist wohl auf allen Fall zu allgemein ausgedrückt, wenn sie gleich in Rücksicht auf die über Kunstwerke vor seiner Zeit angestellten Untersuchungen, vergleichungsweise viel Richtiges enthält. Er sagt nämlich, nachdem er von der sorgfältigen Kritik über alte Schriftsteller und ihre Handschriften geredet hat: Oltrechè di questi manuscritti, i quali si possano veramente tenere per così antichi, che siano stati a portata d' esserci in essi state puramente trascritte le parole di chi n' è stato l'autore,

ve ne ha nelle biblioteche una grande scarsezza, e quei pochi che vi si trovano, essendo stati tante volte rovistati dagli uomini dotti, son ormai (sia lecito il dirlo) come tanti limoni spremuti che non hanno più sugo. — E.]

Wunderbare Menschen. Auf solche, in Ansehung ihres Körpers oder ihres Geistes, würde ich in meiner Litteratur vorzüglich mit sehen. Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wissen noch lange nicht, wozu ein Mensch durch Fleiß und Übung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in seinem Organismus sich äußern können, ohne seiner Erhaltung und Gesundheit hinderlich zu seyn. Hier will ich also nur einige solche Beispiele sammeln, denen ich noch keinen gewissen Artikel anweisen kann. Andere haben ihre Stelle bereits unter den fünf Sinnen erhalten, z. B. Sehen, Hören, u. s. f.

1. Das Mädchen in Flandern, welches noch vor seinem neunten Jahre mit einem gesunden Knaben niederkam. S. Journal des Savans, a. 1684. p. 186.

2. Das Mädchen zu Cambrai, welches aus einer Geschwulst an der Hüfte Milch hervorgab. Ebendas. a. 1668. p. 213. 285.

3. Die schlesische Dame, die alle Monate ein heftiges Kopfweh bekam, während dessen ihr eine

Menge grauer Haare wuchsen, die man bald ausreißen mußte, wenn das Kopfweh nicht bis zur Raserei steigen sollte. Ebendas. a. 1684. p. 252.

4. Marguerite Matthieu, die ganzer 26 Jahre mit einem Kinde soll schwanger gegangen seyn, welches ihr nach ihrem Tode ausgeschnitten worden. S. Journ. des Savans, a. 1678. p. 305. 348, wo man die Möglichkeit dieses Falls weitläufig zu erhärten sucht.

5. Nikomachus Smyrnäus. — Antonius Molinetus in s. Diss. Anatom. Pathologg. (Ven. in 4.) redet von diesem Nikomachus von Smyrna, den sein allzu fetter Körper ganz unbeweglich gemacht habe; er sagt aber nicht, wie Äskulap ihn geheilt habe. S. Journ. des Sav. a. 1687. p. 69.

6. Die Frau zu Xaintonge, die einmal mit neun, und das Jahr vorher mit eilf Kindern niedergekommen. Ebendas. a. 1684. p. 160.

7. Ein Mädchen, welches im fünften Jahre schon ihre Zeit soll gehabt haben. Ebendas. a. 1683. p. 112.

Z.

Zaccolini. Die Schriften des P. Matteo Zaccolini, eines Theatiners, über die Optik, welche der Kardinal Barberini aus seiner Bibliothek dem Mignard mittheilte (s. Monville,

Vie de *Mignard*, p. 19.), und woraus dieser und du Fresnoy viel gelernt haben sollen: sind sie gedruckt worden, oder liegen sie noch im Manuskripte?

[Monville sagt am angef. O.: „Le Cardinal *Barberin* voulut alors être peint de la main de *Mignard;* et il se fit un plaisir de lui communiquer les écrits du Père *Matteo Zaccolini*, Théatin, sur l'Optique, qui étoient précieusement conservés dans la Bibliothèque Barberine: l'ouvrage, où ce savant Religieux a développé les raisons des lumières et des ombres, et les règles de la Perspective, fut d'un grand secours à *Mignard* et à *Dufresnoy*, qui en firent leur étude pendant quelque tems." — In des Hrn. v. Murr Biblioth. de la Peint. etc. T. II. p. 496. finde ich folgende Stelle aus des Baglioni Leben der Maler, die er als Supplement zum Vasari schrieb, p. 317: Fra *Matteo Zaccolini*, Teatino, lasciò bellissimi libri, da lui composti, ove si tratta della prospettiva lineale, delle descrizioni dell' ombre prodotte da' corpi opachi rettilinei; della generazione e produzione de' colori, e la prospettiva del colore. — In Füeßlin's Allg. Künstlerlexikon heißt er Zaccolino; und was dort von ihm als Künstler gesagt wird, ist gleichfalls aus dem Baglioni genommen. Er starb 1630, im vierzigsten Jahre seines

Alters, und lebte zu Rom im Kloster St. Silvestro, wo auch die besten Malereien von ihm befindlich seyn sollen, über die Füeßlin auf des Abts Raguenet Monumens de Rome, p. 190. verweiset. — Daß die gedachten Schriften des Zaccolini jemals im Druck erschienen wären, davon finde ich nirgends eine Spur. — E.]

Zahlen. Die Ziffern haben wir den Sarazenen zu danken, oder den Arabern, die aber selbst gestehen, daß deren Erfindung den Indianern gehöre. S. *Abulpharag.* Dynast. I. p. 16.

Vossius (ad *Melam*, L. I. c. 12.) und Huet (Demonstr. Ev. Propos. IV. c. 13.), auch Dasypodius, haben unstreitig Unrecht, wenn sie dieselben den Griechen beilegen wollen.

Bei uns Deutschen sind sie spät in Gebrauch gekommen; und in öffentlichen Urkunden trifft man sie vor dem 14ten Jahrhunderte nicht an. Wann sie in dem übrigen Europa aufgekommen sind, ist ungewiß. — S. dieses, und mehreres hierüber, in des Hrn. v. Gemmingen kleiner Abh. von Verschiedenheit und Verbesserung der Ziffern, in der Sammlung f. Poet. und Prof. Stücke, 2te Aufl. Brschw. 1768. gr. 8.

[Die Stelle ist in der angef. Samml. S. 156 ff. — Kircher und Wallis setzen, wie Hr. v. Gemmingen bei ihnen nachweist, den Zeitpunkt der Einführung unserer Zahlzeichen um das 13te

Jahrhundert. Weidler hingegen behauptet, daß diese arabischen Ziffern schon im 5ten und 6ten Jahrhunderte wären bekannt gewesen, weil er sie in einer alten Handschrift des Boëthius fand, die aber wohl gewiß spätern Ursprungs ist, und worin die Ziffern durch die Abschreiber gekommen zu seyn scheinen. Die Hebräer, Griechen und Römer, auch die alten Gothen, wie man aus dem Ulphilas sieht, bedienten sich, wie bekannt, ihrer Buchstaben anstatt der Zahlen. Von römischen Zahlzeichen ist wohl auf der Inschrift der Columna Rostrata die bisher bekannte älteste Spur. — Andere nordische Völker gebrauchten ihre Buchstaben zu Zahlen bis auf 19, und was darüber war, schrieben sie mit ganzen Worten. S. *Olai Wormii* Fast. Dan. L. III. c. 3. p. 139. — E.]

Antonio Maria Zanetti. S. von diesem Kunstliebhaber und Kenner den Füeßlin. — Seine Daktyliothek hat Gori lateinisch beschrieben; und sie ist mit der italienischen Übersetzung seines Neffen, des Girolamo Francesco Zanetti (welcher, glaube ich, Bibliothekar der St. Markusbibliothek ist), zu Venedig, 1750, in Folio herausgekommen. Sie enthält 80 Tafeln, von Antonio Maria Zanetti selbst gezeichnet, aber von verschiedenen gestochen; auf deren jeder ein Stück, doch nicht lauter Steine, sondern auch Büsten von Mar-

mor, Münzen und Lampen mit unter. Die Steine sind größtentheils Cameen, und darunter einige von sehr großem Werth. Der allervortrefflichste, welcher jedoch tief geschnitten ist, soll der Hermaphrodit, Taf. LVII. seyn, mit den Buchstaben ΔΙΟΣ., welches Dioskorides bedeutet, auf einem Amethyst. Das nämliche Subjekt, nämlich ein ruhender Hermaphrodit, den ein Amor fächelt, und zwei andere Liebesgötter neben ihm, einer auf der Harfe, und der andere auf einem Rohre spielend, findet sich auch auf mehreren alten Steinen, doch ohne Namen des Künstlers. — Von eben diesem Künstler ist noch eine Gemme in dieser Sammlung, mit der nämlichen ersten Sylbe des Namens, Taf. XXXIII., welche einen Giganten, der statt der Beine Schlangen hat, vorstellt, auf einem Beryll. — Auch findet sich ein Stein mit dem Namen eines sonst unbekannten Künstlers, Horus, *ΩΡΟΥ*, den Kopf, oder vielmehr nur die Larve, eines Silens vorstellend, auf einem Sardonyx, Taf. XLIII. — Noch sind verschiedene Steine von neueren Meistern mit untergemengt, namentlich von Nicolo Avanzi, Taf. II., das Brustbild Alexander's als Minerva; von Alexander Cäsarius, mit dem Beinamen Magister Graekus (Maestro Graeco), ein Kopf des Phocion; vom Marmita, der Kopf eines Kommodus Antonius, Taf. XXV; und ein unbekannter weiblicher Kopf, Taf. LXXIV; und vom Valerio Vincentino de' Belli, der Kopf

einer Faustina auf einem Achat, Taf. XXIII; lauter Meister aus dem funfzehnten Jahrhunderte.

Zanetti hat das Werk der Königin von Schweden, Louise Ulrike, zugeeignet, in einer lateinischen Zuschrift, die ohne Zweifel von Gori ist, deren Antiquitäten- und Naturalien-Kabinet, und deren große Einsicht in diese Dinge er sehr rühmt. Bei der Gelegenheit kommt er auf die alten Daktyliotheken des Skaurus, des Pompejus, des Cäsar, des Marcellus, deren Plinius gedenkt; und äußert, daß er sie gleichfalls für Sammlungen geschnittener Steine halte: Nemo est, qui ignoret, clarissimos Romani orbis principes viros et Caesares tanti fecisse ac maxime omnium aestimasse *antiquas gemmas*, excellentium caelatorum opificio, dignitate, atque elegantia insignes, ut non hominum, sed deorum dignissimum et praeclarissimum donum censuerint. Wie falsch das ist, habe ich gewiesen.*) Eine lehrreichere Stelle für mich aus der nämlichen Dedikation war folgende: Memorat etiam (ut illustres feminas taceam) Romana historia *Liviam*, Augusti conjugem, inter omnes feminas eminentissimam operum antiquorum et gemmarum amore et studio mirum in modum flagrasse, tantique

*) S. Antiquar. Briefe, wo Lessing zu zeigen sucht, daß es bloß Sammlungen von Edelsteinen, gefaßten und ungefaßten, nicht aber bloß von geschnittenen Steinen gewesen sind. E.

hasce artes fecisse, ut in palatio suo innumeros propemodum aluerit non solum gemmarios opifices, verum etiam pictores, fictores, statuarios, architectos, aurifices, fabros argentarios; quorum nomina, quanquam non omnia, exemto paucis adhinc annis eorum sepulcreto columbario nobis innotuerunt. Ich bin äußerst begierig nach diesen Namen; ob vielleicht nicht einige darunter sind, die beim Plinius vorkommen, und die man für weit älter hält, als sie sind. Von der Entdeckung dieses Columbarii, dessen Urnen von Marmor sogleich zerstreut waren, finde ich eine Stelle beim Ficoroni de Larvis, p. 18. der lat. Übersetzung: Nostris vero hisce diebus alia hujus Bathylli prodiere monumenta, et praecipue urna ejus sepulcralis, una cum illius statua et inscriptione, dum ad Viae Appiae laevam, columbarium *Liviae*, Augustique libertorum detectum fuit. Hujus autem columbarii, nec non ollarum, urnarum, marmorearumque inscriptionum statim dispersarum *διατυπωσις* studio Reverendissimi *Francisci Blanchinii* Veronensis, et *Ant. Franc. Gorii* Florentini, postremo *Dominici de Rubeis* Romani, in lucem cum luculenta enarratione prodiit. Nach diesem Werke muß ich vor allen trachten.

Die Erklärungen des Gori sind, wie man sie von ihm gewohnt ist, ohne vielen Scharfsinn, und auch dann und wann ohne erforderliche ausgesuch-

tere Gelehrsamkeit. Besonders bin ich mit seinen Benennungen der Steine sehr übel zufrieden. Man sehe, was ich unter Igiade und Moccostein angemerkt habe; deßgleichen in den Antiquarischen Briefen vom Prasma. Auch kommen die nichtsbedeutenden Namen: Achatonyx und Achatsardonyx öfters bei ihm vor. Hierher gehört auch der Fehler, den er mit dem vitro obsidiano bei der 31sten Tafel macht, wo er den Kopf eines Jupiter beschreibt, obsidiano vitro caerulei coloris expressum. Das vitrum obsidianum war schwarz; und auch Klotz macht diesen Fehler.

Über die Pantoffeln, die Gori, Taf. 32, an den Füßen Jupiter's sieht, cujus pedes, quod notandum, crepidati (*colle pianelle o crepide in piedi*), hat sich schon Natter aufgehalten.

Wenn der Kopf Domitian's, Taf. 17, wirklich auf einem orientalischen Granat ist, wie Gori sagt, so ist er, wegen seiner ungewöhnlichen Größe, ein seltenes Stück.

S. 99. sagt Gori, er habe gefunden, daß die Steinschneider auch sonst gemmarii genannt worden; aber ohne Stellen anzuführen: quos remotis temporibus etiam gemmarios appellatos invenio. Dies ist mir nicht glaublich. — Bei Taf. 20, welche einen Achat mit den Köpfen des Kaisers Hadrian und seiner Gemahlin Sabina vorstellt, macht er eine gute Anmerkung: Omnium rarissima sunt gemmis inscalpta jugata capita, quod valde

perspicuum atque exploratum est; ac multo magis gemmae scalptae extanti opera duobus capitibus ornatae.

[Graf Antonio Maria Zanetti, sonst Erasmo genannt, lebte zu Venedig, und starb 1767 in einem sehr hohen Alter. Er war ein großer Kunstliebhaber, und sammelte ein sehr ansehnliches Kabinet von Büchern, Kupferstichen, Zeichnungen, Gemmen, und dergl. Unter anderen erneuerte er die Erfindung des Hugo da Carpi, Holzschnitte und Kupferstiche von mehreren Platten abzudrucken, und verfertigte in dieser Manier 99 Handrisse, meistens nach Parmigiano. Seinen Briefwechsel über die Kunst findet man in den Lettere su la Pittura, Scultura ed Architettura; Roma 1754 ss. 7 Voll. 4. Sein Neffe, gleichfalls Kunstliebhaber und Bibliothekar von St. Marco, ist vornehmlich durch die 1760 herausgekommenen Varie Pitture a fresco de' principali Maestri Veneziani bekannt, wozu er die Kupfer selbst zeichnete und radirte.

Des ältern Zanetti eben beschriebene Daktyliothek hat folgenden Titel: Gemmae Antiquae *Antonii Mariae Zanetti* Hieronymi F. *Ant. Franc. Gorius* Notis Latinis illustravit. Italice eas notas reddidit *Hieron. Franc. Zanettius* Alexandri F. Venet. 1750. fol. maj. Gegenüber steht dieser Titel italienisch; so wie auch

der Text in beiden Sprachen, in gespaltenen Kolumnen, abgedruckt ist.

Über die Gemmen n. 58. mit dem Hermaphroditen, sagt Gori unter andern: Hanc gemmam, quae veneres omnes continet, insignissimam sibi conquisivit Cl. *Zanettius* anno 1721 (im italienischen Texte steht 1731) quam quod possideret, mirum in modum gloriabatur V. C. *Flinckius*, rariorum operum omnium fere pictorum conquisitor diligentissimus. Cl. *Philippi L. B. de Stosch*, antiquitatis scrutatoris peritissimi, epistolam servat *Zanettius*, scriptam V. Non. Octobr. a. 1733, qua tanti artificis opus insigne ab eo feliciter conquisitum comparatumque humanissimo officio gratulatus est. — Bei n. 33. bemerkt Gori, daß vom Dioskorides noch sieben andere Steine beim Stosch vorkommen.

Über das zu Rom im J. 1726 entdeckte Columbarium der Freigelassenen und Knechte der Kaiserin Livia habe ich folgendes Werk vor mir: Monumentum sive Columbarium Libertorum et Servorum *Liviae* Augustae et Caesarum, Romae detectum in via Appia, a. cIↃ. IↃ. cc. XXVI. ab *Antonio Francisco Gorio* descriptum, et XX. aere incisis tabulis illustratum, adjectis notis clariss. V. *Antonii Mariae Salvinii*. Florentiae, 1727. fol. Es steht auch in *Jo. Poteni* supplem. Nov. Thes.

Antiqq. Rom. et Gr. T. III., und in eben dem Jahre erschien zu Rom eine andere Beschreibung: Camera ed Iscrizioni sepulcrali de' Liberti, Servi ed Ufficiali della Casa di *Augusto*, scoperte nella Via Appia, ed illustrate con le Annotazioni di *Franc. Blanchini.* fol. — In der Vorrede jenes ersten Werks giebt Gori eine nähere Beschreibung dieses Denkmals, und zeigt, wie viel Licht dasselbe auf die Erläuterung der Alterthümer werfe, vornehmlich auf die nähere Kenntniß der glänzenden kaiserlichen Hofhaltung damaliger Zeit. In Ansehung der Freigelassenen, deren Andenken hier durch Inschriften aufbehalten ist, bemerkt er unter anderen: Plures libero homine dignissimis artibus operam navasse celebrantur, et in Augusta Domo fuisse dicuntur *a statuis, a tabulis, ad imagines, pictores, inauratores, aurifices, medici, chirurgi, coloratores, comoedi, lectores, lyristae, amanuenses.* Hernach eifert er wider die vielen Mißhandlungen und Entstellungen, welche dies Denkmal erlitten hatte, so daß damals von diesem prächtigen Gebäude kaum eine Spur übrig war. Vorher hatte indessen Pietro Andrea Andreini in Florenz, durch den Ritter Francesco Vettori ersucht, dessen glyptographische Abhandlung oben umständlich rezensirt ist, durch geschickte Künstler eine Zeichnung von allen Merkwürdigkeiten dieses Denk-

mals nehmen, und die Inschriften kopiren lassen. Jenes übernahm der Ritter Girolamo Adam, von dem die zwanzig beigefügten Kupfertafeln gezeichnet wurden, die von Ruggieri gestochen sind; und bald hernach erhielt Gori den Auftrag, dies Monument zu erläutern, wozu ihm Andreini zugleich die Anmerkungen von Salvini mittheilte. Der Beschreibung des Bianchini gedenkt Gori gleichfalls in der Vorrede, S. XVI.

Unter den Inschriften der Urnen kommen die Namen von sechs im Dienste der Livia gestandenen Freigelassenen vor, welche *aurifices* heißen, n. CXIV. bis CXXII. p. 150 ss. — Gori bemerkt S. 154, daß auf den alten römischen Inschriften zwar caelatores auri et argenti, und gemmarii, d. i. Juwelenhändler oder Juwelierer, aber niemals Steinschneider, *δακτυλιογλυφοι* s. gemmarum scalptores, vorkommen; und vermuthet daher, daß diese vielleicht unter den aurifices zu verstehen sind, oder wenigstens mit zu dem collegio aurificum, zur Innung der Goldarbeiter, mitgehört haben. Denn so begriff auch das collegium fabrûm mancherlei Handwerker und Künstler anderer Art, z. B. die in Elfenbein arbeitenden, mit in sich. Eine Stelle in einem alten römischen Sinngedichte beim Spon in Miscell. p. 19.

Noverat hic docta fabricare monilia dextra,
Et molle in varias aurum disponere gemmas;
giebt dieser Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit; noch mehr aber der Umstand, daß unter den auf den hier erklärten Inschriften vorkommenden Namen wirklich zwei berühmte Steinschneider aus August's Zeitalter, Epitynchanus und Agathopus, vorkommen. Von jenem findet sich eine Gemme, aus der Sammlung des Abbate Andreini beim Stosch, Gemm. Ant. Cael. n. V., und von diesem aus dem Kabinet des Strozzi, Grafen von Forano, ebendas. n. 32. Bei dieser Gelegenheit erinnert Gori, daß Andreini der erste gewesen sey, der mit vieler Mühe solche Gemmen gesammelt habe, die mit den Namen alter Künstler bezeichnet sind, und führt davon eilf der vorzüglichsten an.

Die auf den hierher gehörigen Inschriften vorkommenden Namen der sechs Künstler sind: Zeuxis; Epitynchanus; M. Julius; Agathopus; Stephanus; M. Livius Menander; und Hedys. Der zweite und vierte sind, wie gesagt, als Steinschneider bekannt. (Vergl. den Art. Gemmen.) Wir würden hier also vier neue, bisher in den Verzeichnissen alter Steinschneider noch nicht aufgeführte Namen kennen lernen; wenn es nicht ungewiß bliebe, ob diese vier wirklich Steinschneider gewesen wären, da das Wort auri-

fices zwar Künstler dieser Art mit unter sich begreifen kann, aber sie doch nicht ausschlußweise bezeichnet. Vielleicht waren diese, oder einer und der andere von ihnen, im eigentlichen Verstande Goldarbeiter. Denn wir kennen sie weiter nicht; und weder beim Plinius, noch anderswo, wird ihrer, so viel ich weiß, gedacht. Auf den Gruterschen Inschriften kommen, wie Gori S. 151 anmerkt, noch mehrere dergleichen *aurifices* vor; nämlich: L. Cornelius Amandus; M. Cädicius Jukundus; Philodamus Bassi; T. Travius T. L. Argentillus, und T. Travius T. L. Akutus. Auch beim Spon (Micell. p. 219.) L. Vectius Numphius.

Die 125ste Inschrift heißt: *Agrypnus Caesaris Augusti Maecenatianus a statuis.* Wenn hier a statuis nicht custos statuarum, sondern so viel als faber statuarius bedeutet, wie Gruter und Pignorius es bei anderer Gelegenheit erklären, wo es jedoch officinator a statuis heißt; so wäre dieser Agrypnus, der vormals ein Freigelassener Mäcen's war, noch den alten Bildhauern beizuzählen. — Ferner wird Inschr. 127. Herakla als Maler genannt.

Der Gewinn ist nun freilich nicht groß, der sich aus diesen Inschriften für die Kunstgeschichte des Alterthums ziehen läßt; er ist nicht viel mehr als eine kleine Bereicherung ihrer Nomenkla=

tur, und weit geringer, als Lessing ihn hoffte. Bei dem allen sind doch Hülfen dieser Art nicht zu verschmähen; und es schien mir daher wohl der Mühe werth zu seyn, mich bei diesem Artikel etwas länger zu verweilen, zumal da die Quellen dieser Art noch wenig oder gar nicht benutzt sind. — —

Gori's Erläuterungen zum Zanetti sind freilich von keiner großen Erheblichkeit, und meistens leeres Wortgepränge und zweckloser Aufwand von Anführungen klassischer Stellen. Bei der 31sten Tafel wollte er wohl den Ausdruck obsidianum vitrum sehr allgemein verstanden wissen; wenigstens steht gegenüber im Italienischen bloß: in questa *pasta* antica di colore azzurro.

Die Gemme n. 32, welche den Jupiter Serapis, auf einem Throne sitzend, vorstellt, hat Natter kopirt, und er bemerkt dabei in s. Tr. de la manière antique etc. p. 52, er habe die Zehen des linken Fußes bloß mit kleinen Enden, wie im Original, andeuten können, und eben diese Schwierigkeit auch bei dem Fußschemel gefunden, der eigentlich viereckig hätte seyn sollen. Er fährt fort: La cause de cette difficulté c'est que les outils du Touret étant ronds, ils ne sçauroient marquer les angles en plein et en entier. Je fais cette remarque ici de nouveau, parceque c'est faute d'avoir

pris garde à cela, que Mr. *Zanetti* s'est trompé ici à deux égards; car de l'omission des doigts du pied gauche, il en a fait une *pantoufle;* et du piedestal un coussin. Denn wirklich fand Gori auch in diesem letztern mißgedeuteten Umstande etwas sehr Merkwürdiges: Throno, sagt er, non subjectum scabellum, sive *σουππεδιον*,*) sed pulvillus; quod maxime observatu dignum est. Und nun meint er, durch dies Beispiel den Buonaroti zu widerlegen, der in seinen Osserv. sopra i Vetri, p. 268 s. der Meinung ist, daß die Gewohnheit, den auf dem Throne sitzenden Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten Kissen unter die Füße zu legen, erst unter den späteren Kaisern aufgekommen sey. —

Gemmarius bedeutete wohl gewiß bei den Alten keinen Steinschneider, sondern einen Juwelenhändler oder Juwelirer. Und so unterscheidet auch Gori selbst in der oben schon gedachten Stelle seiner Erläuterung des Columbarii Liv. Aug. p. 154. die gemmarum scalptores von den gemmariis, qui gemmas vel negotiaban-

---

*) Dies griechische Wort ist von Gori eben so willkührlich und widersinnig selbst geschmiedet, als das beim Natter in obiger Beschreibung zweimal vorkommende *πεδες* für Fußschemel. Das rechte Wort ist *ὑποποδιον*.

tur, vel in vestibus, vel in calceis et scyphis inserebant.

Capita jugata sind, wie bekannt, zwei oder drei hinter oder neben einander stehende Köpfe, dergleichen auch auf den alten Münzen, wie auf einigen Gemmen, vorkommen. S. Christ's Abhandlung über die Litteratur und Kunstwerke, S. 277. — E.]

Zigeunerin. *Egizzia*, ein Statue in der Villa Borghese, hat gar nichts vom ägyptischen Styl, wie Maffei meint; und Hände und Füße sind von Bernini. (S. Winkelm. Gesch. d. K. Vorr. S. XII.) — Was heißt aber daselbst: gleichfalls von Erz? Vorher sagt er ja selbst, daß die Statue von Marmor sey.

[Aus der Angabe des Manilli, Villa Borgh. p. 78: La statua, che segue, è d'una *Zingara, tutta di bronzo*, eccetto la veste, ch' è di *marmo bianco*; ließe sich dieser anscheinende Widerspruch heben, wenn mich nicht das, was Hr. v. Ramdohr, Th. I. S. 325, über diese Statue sagt, über ihre wahre materielle Beschaffenheit aufs neue ungewiß machte: „Die sogenannte Egiziaca oder Zigeunerin. Eine Figur mit einem antiken Gewande von schwarzem Marmor. Man hat ihr ein weißes Hemd mit goldenen Frangen, und einen vergoldeten Kopfputz in neueren Zeiten gegeben.

Kopf, Hände und Füße von Bronze sind gleichfalls neu." — E.]

Zipperlein. Zeiller in s. Sendschreiben, S. 5, sagt: „Vor Zeiten hat man um Abwendung des Podagra den heil. Cyprianus angerufen; daher auch Chiragra, oder der Schmerz in den Händen, und Podagra, oder der Schmerz in den Füßen, mit Einem Namen das Zipperlein genannt worden, wie Michael Probst in seiner Arzneykunst und Wunderbuche, P. 2. p. 300. schreibt." Diese Ableitung scheint Frisch nicht gekannt zu haben, der Zipperlein von dem ungebräuchlichen Zeitworte zippen herleitet, welches von ziehen und zupfen herzukommen scheine. Ich möchte fast jene Ableitung vorziehen.

[Schwerlich hat der heil. Cyprian zur Bildung dieses deutschen Worts Gelegenheit gegeben; eher noch mag dessen Ähnlichkeit mit dem Namen jenes Heiligen der Anlaß geworden seyn, ihn vorzüglich um Linderung dieser Krankheit anzurufen. Hr. Adelung leitet es gleichfalls von einem noch in den niedrigen Sprecharten vorhandenen Verbo, zippern, zippeln, oft und in kleinen Absätzen zucken und zupfen, her, wie podagrische Krankheiten zu thun pflegen; und ziehen wäre hier wohl das ursprüngliche Wort, von dem auch zupfen gebildet ist. — Wachter hingegen meint, der Zufluß

böser Säfte habe zu dieser Benennung Gelegenheit gegeben, und Zipperlein komme von zippeln, welches so viel als tröpfeln bedeute. Ihm wird diese Ableitung dadurch wahrscheinlicher, weil auch das Wort Tropf zuweilen für Podagra gebraucht wird, welches dann mit dem Französischen goûte übereinstimmt. Im Niedersächsischen, besonders im hamburgischen und holsteinischen Dialekt, sagt man wirklich noch jetzt zippen oder ziepen für hervorquillen, besonders bei eiternden Geschwüren. — E.]

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 16

Berlin (1826)

Opp. 653 m-15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605066-6